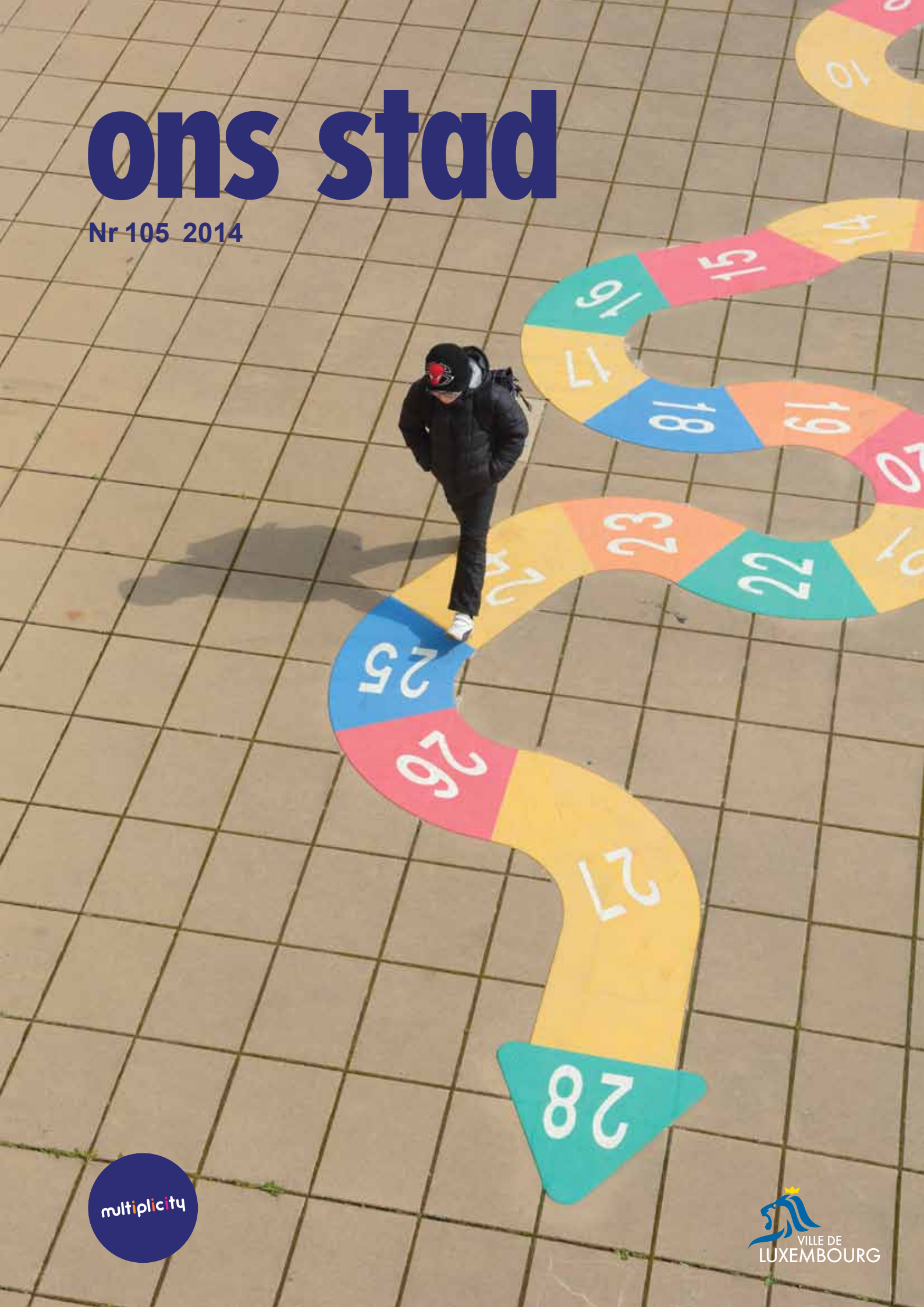
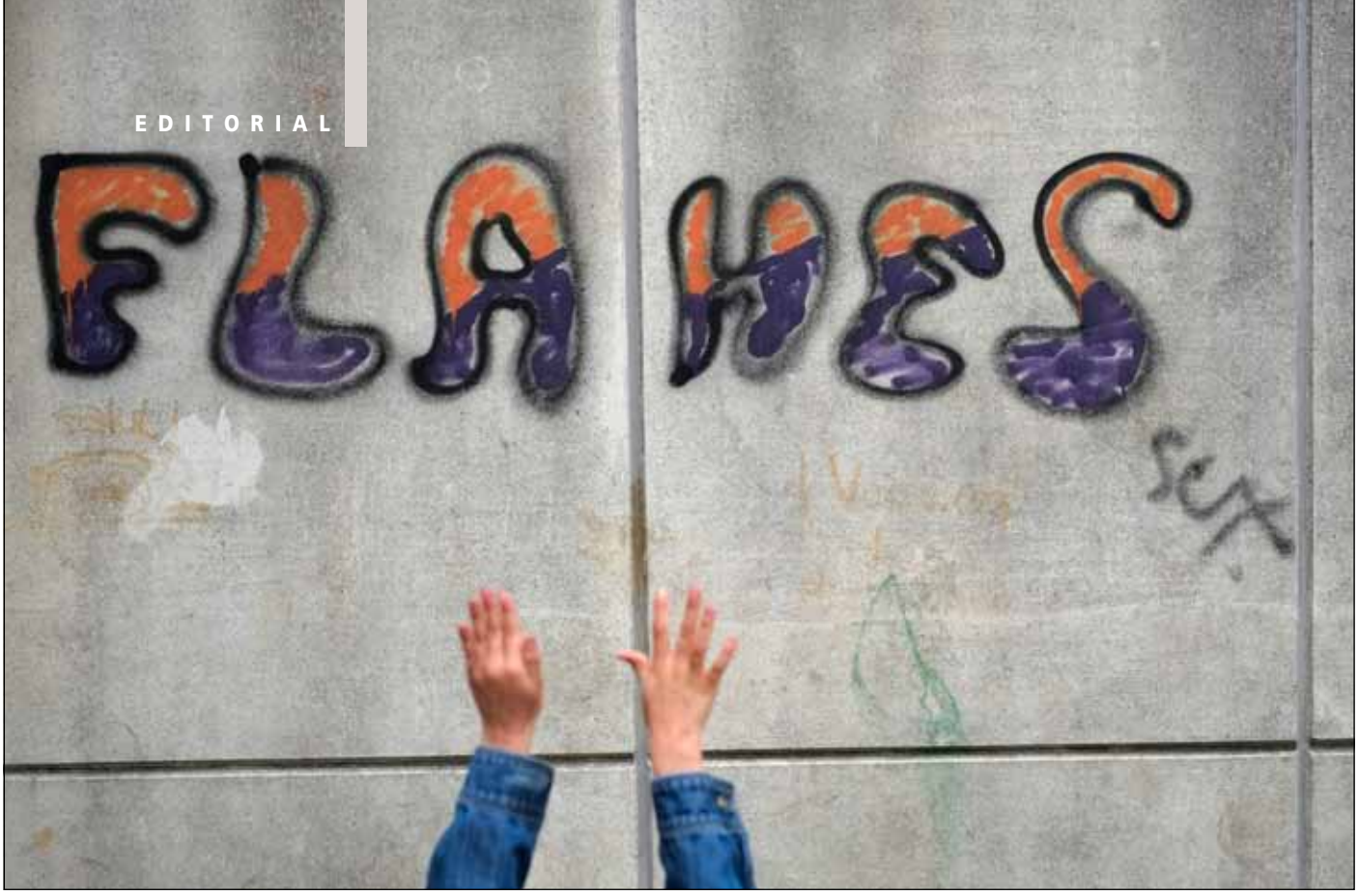
ons stad

Nr 105 2014



multiplicity

VILLE DE LUXEMBOURG



Guy Hoffmann

Little Boxes

„Die Grundschule ist zu einer Fabrik geworden, in der unsere Kinder tauglich gemacht werden, normiert, formatiert und sortiert, in der die Fleißigen und die Angepassten belohnt werden und es alle anderen, die Zappeligen, die Neugierigen, die Verspielten, die Anstrengenden schwer haben. Aber Kinder sind kein Rohmaterial. Der Gedanke an die Verwertung, das Starren auf die neuen Pisa-Zahlen, ist das größte Problem der Bildungspolitik. Der Zweck der Grundschule ist nicht vorrangig die Herstellung zukünftiger Abiturienten."
Das schrieb Hauke Goos in einem Essay im deutschen Wochenmagazin *Der Spiegel* (Nr. 1, 2014), und er schlussfolgerte: „Ich bin inzwischen davon überzeugt, dass wir einen Fehler machen, einen schweren Fehler. Und dass die Geschichten aus der Grundschule zusammenlaufen zu einer Geschichte über einen verhängnisvollen Mainstream in der Bildungspolitik. Ich glaube, dass dieser Fehler kaum wiedergutzumachen ist. Ich glaube, dass wir Eltern irgendwann bedauern werden, die Kindheit unserer Kinder nicht stärker gegen die Zumutungen der Bildungspolitik verteidigt zu haben."
Als der *ons stad*-Redakteur noch ein Kind war, wurde nach Schulschluss der Ranzen in die Ecke geschmissen, und wir liefen alle nach draußen, um Cowboy und Indianer oder Räuber und Gendarm zu spielen. Was wir einmal werden wollten im Leben, darüber machten wir uns wenig Gedanken. Aber damals gab es Arbeitsplätze genug, auch für Schulabbrecher, wenn sie nur wollten, bei der Arbed, auf dem Bau, in kleinen Unternehmen und anderswo. Die Zeiten haben sich geändert. Die Schule auch.
In dieser *ons stad*-Nummer werden viele Fragen aufgeworfen. Und es finden sich wenig Antworten.

r.cl.

"And the people in the houses all go to the university
And they all get put in boxes, little boxes all the same
And there're doctors and there're lawyers
And business executives
And they're all made out of ticky tacky and they all look just the same
And they all play on the golf course and drink their martini dry
And they all have pretty children and the children go to school
And the children go to summer camp
And then to the university
And they all get put in boxes, and they all come out the same
And the boys go into business and marry and raise a family
And they all get put in boxes, little boxes all the same…"

Pete Seeger (Little boxes, 1962)

Titelseite: Guy Hoffmann

SOMMAIRE

4
Schulreformen in Luxemburg
Ein chronologischer Überblick
Zu viele Reformen, sagen die einen. Zu wenige, behaupten die anderen. *ons stad* liefert einen Überblick über die Meilensteine und wichtigsten Änderungen des Luxemburger Schulsystems in den letzten Jahren und Jahrzehnten.
Ein historischer Exkurs
von Ines Kurschat



10
Kinderbetreuung:
Work hard, pay hard
Erst der massive Ausbau von Betreuungsstrukturen erlaubte es, den Frauen eine berufliche Karriere zu ermöglichen. Mit der Konsequenz jedoch, dass viele Kinder heute zu lange in diesen Strukturen verweilen.
Eine Reportage
von Christiane Walerich

16
Instruction, Hygiène & Gender:
La construction d'écoles primaires à Luxembourg
Par Robert L. Philippart

21
Ce qu'une photo d'autrefois peut nous apprendre sur la ville d'aujourd'hui
Des souvenirs de Ben Fayot



22
Schulreform und Chancengleichheit:
„Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch"
Stéphanie Majerus warf einen Blick in die ehemalige Primär- und heutige Grundschule.

25
„Veilchen und Vergissmeinnicht, alle Kinder setzen sich"
Par Anne Schmitt



26
Vom „Neie Lycée" zum „Lycée Ermesinde" :
Porträt eines alternativen Schulsystems
Bewertung ohne Noten, Schulprogramm und Stundenplan in Eigenregie, Schüler, die ihren Lehrern beim Unterrichten helfen: Im „Lycée Ermesinde" in Mersch scheint die Schule Kopf zu stehen.
Eine Dokumentation
von Christiane Grün

31
Klatschen für den Klatschmohn
Oder wie „Feierblumm a.s.b.l." die luxemburgische Filmszene aufmischte
Von Jean-Pierre Thilges

34
Sekundarschulreform:
Alle reden davon
Sekundarschulreform, Kompetenzunterricht, Partizipation – wie sehen das eigentlich die Schüler? Was wissen sie überhaupt darüber? Wie sehen sie sich und ihre (zukünftige) Rolle in der Gesellschaft? Finden sie, dass die Schule sie auf ihr späteres Leben vorbereitet? Wir haben uns die Mühe gemacht und vier Schüler und Schülerinnen zu Wort kommen lassen.
Eine Reportage von David Angel

38
Régime préparatoire des Lycée Technique du Centre:
„Hier wollen alle Schüler es schaffen"
Von Henri Fischbach

41
Lëtzebuergesch an Amerika
Von Henri Fischbach

42
Gutt al Schoulzäit
Eng Lëtzebuerger Short-Story vum Nico Helminger

44
Tempora mutantur ou l'École chamboulée
Par Raymond Schaack

47
Eine zweite Chance für ein würdiges Leben
René Clesse besuchte die *École de la deuxième chance*

50
Zickelzirkus – Kreidepädagogik
Zwei leicht nostalgische Satiren von Roland Harsch

52
„Diese Sache betrifft das Wohlergehen unserer Stadt"
Die städtische Schule in Mittelalter und früher Neuzeit
Eine historische Dokumentation von Stadtarchivarin Evamarie Bange

54
„Eis Schoul":
Die Sturm- und Drangschule
Das Pilotprojekt „Eis Schoul" ist wohl die Grundschule, die die meiste mediale Aufmerksamkeit in den letzten Jahren auf sich zog. Seit 2008 gibt es dieses Projekt, und nach langen Irrungen und Wirrungen steuert „Eis Schoul" nun endlich ruhigere Gewässer an.
Von Luc Caregari



57
Die Märtyrerin vom Belair
Erinnerungen von Michèle Thoma

58
Nostalgia

60
Heute, gestern, morgen:
Ethik- und Religionsunterricht
Von Raymond Klein

63
Le «International Baccalaureate» à l'Athénée de Luxembourg
Par Simone Beck

64
Karrieren:
Ein Klassenbild aus den Sechzigern
Von René Clesse

66
Aktuelles aus der *Cité*-Bibliothek

68
Cercle-*Cité*
Calendrier culturel

70
Erinnerungsfeier für Ehrengeneralsekretär Henri Beck (1923-2004)

71
Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?
Eine Serie von Fanny Beck

72
D'Zinnemathéik
Ein begeistertes Feuilleton von Steve Hoegener

74
La collection luxembourgeoise du Musée National d'Histoire et d'Art
Patricia Lippert et le plaisir de l'art
Par Nathalie Becker

76
Théâtres de la Ville:
Quelle magnifique fin de saison…
Par Simone Beck

VILLE DE LUXEMBOURG

ons stad N° 105

Recherche internet: onsstad.vdl.lu
Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant trois fois par an
Fondé en 1979 par Henri Beck †
Tirage: 54 000 exemplaires
Distribution à tous les ménages de la Ville de Luxembourg

Avril 2014

Supervision: Patricia Rix
Rédaction et coordination: René Clesse
Layout: Stéphane Cognioul, *Maison Moderne*, Luxembourg
Photos: Vic Fischbach, Guy Hoffmann, Photothèque de la Ville de Luxembourg
Dessins: Pit Weyer
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

Schulreformen in



Ein chronologischer Überblick

Zu viele Reformen, sagen die einen. Zu wenige, behaupten die anderen. *ons stad* liefert einen Überblick über die Meilensteine und wichtigsten Änderungen des Luxemburger Schulsystems in den letzten Jahren und Jahrzehnten.

Oben: Kindergarten in den fünfziger Jahren
Pol Aschman © Phototèque de la Ville de Luxembourg

1843: Erstes Schulgesetz überhaupt für Luxemburg unter Guillaume II

Fünf Jahre später, 1848, wird das erste Gymnasium, das Athenäum, gegründet, an dem Kinder bürgerlicher und besser gestellter Familien die Sekundar- und Mittelstufe besuchen können. Fächer wie Griechisch und Latein sind obligatorisch, um das Reifezeugnis nach sieben Jahren zu erhalten. Die sechsjährige handwerkliche (industrielle) Ausbildung wird ebenfalls vom Athenäum angeboten. Gymnasiale Zweigstellen in Diekirch und Echternach folgen, die später autonome Schulen werden. Ab 1892, unter der Regierung von Paul Eyschen, wird die handwerklich-technische Ausbildung an *das Lycée des garcons* ausgegliedert.

1850: Sprachenunterricht

Seit 1850 ist das zweisprachige Unterrichtswesen vorgeschrieben, mit Französisch und Deutsch zu gleichen Teilen. Englisch als Fremdsprache folgt 1908.

Luxemburg



Publikation der FGIL (Fédération Générale des Instituteurs Luxembourgeois) anlässlich des hundertjährigen Jubiläums des Luxemburger Schulgesetzes von 1912



Pol Aschman © Phototèque de la Ville de Luxembourg



Lehrerinnen-Normalschule (1952)

1881: Allgemeine Schulpflicht

Unter der Regierung von Félix de Blochhausen und Innenminister Henri Kirpach wurde die Allgemeine Schulpflicht für Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren eingeführt.

1912: Grundschulgesetz

Der Abstimmung der Loi Braun, benannt nach dem Minister Pierre Braun, am 25. Juni 1912 in der Abgeordnetenkammer, waren heftige Diskussionen vorausgegangen. Gerade weil mit dem Grundschulgesetz der Einfluss des Klerus auf die Schulbildung maßgeblich beschnitten wurde, gab es von Seiten der konservativen und klerikalen Lager erheblichen Protest.

Auch wenn der Religionsunterricht nicht aus der Schule verschwand, so kontrollierte die katholische Kirche nicht länger den Unterricht, sondern das Lehrpersonal, das auch nicht mehr nachweisen musste, ein tadelloses religiöses Leben zu führen, um zum Schuldienst zugelassen zu werden. So umstritten war das Gesetz, dass die Großherzogin Marie-Adelheid, selbst zutiefst katholisch, sich zunächst weigerte, es zu unterschreiben.

Aufgrund des politischen Drucks tat sie es dann aber doch. Mit dem Gesetz wurde überdies das Schulgeld abgeschafft und die Schulflicht von sieben Jahren eingeführt. Auch die Fächer wurden neu definiert und Biologie, Physik und Turnen bekamen einen festen Platz im Lehrplan.

1929 und 1945: Grundstein Berufsausbildung

Die Berufsausbildung wurde 1929 erstmalig gesetzlich geregelt und dann 1945 überarbeitet respektive präzisiert. Die Verordnung vom 8. Oktober 1945 zählte lange als Grundlage für die Luxemburger Berufsausbildung, bis es kürzlich überholt wurde. Es regelte die Aufgaben und Zuständigkeiten der Berufskammern in der Lehre, den Lehrvertrag sowie die Aufsicht und das Abschlussexamen. Per Verordnung wurden die Handwerksbereiche und Berufe 1988 definiert, in denen ein Lehrling ein *Certificat de capacité manuelle (CCM)* erhalten konnte.

1965: Einführung der Mittelschulen

Für Schüler, die nicht studieren wollten oder konnten, gab es die Mittelschule, fünf weitere Schuljahre, die sich an die Primärschule anschlossen. Unter der CSV-LSAP-Regierung von Pierre Werner und Henry Cravatte sollten einige wichtige Schulreformen in Luxemburg erfolgen, die freilich in anderen Ländern längst abgeschlossen waren. ▶

1968: Koedukation und Moralunterricht

In Sachen Gleichstellung zwischen Mädchen und Jungen war das katholisch geprägte Luxemburg ein echter Nachzügler. Mädchen wurden zunächst nur an zwei Mädchenlyzeen unterrichtet, die zudem von der Kirche verantwortet wurden und die beispielsweise kein Latein vorsahen, was aber die Grundvoraussetzung für die Zulassung zum Hochschulstudium war. 1965 wurde mit der *Loi Dupong* der Lehrplan der Mädchenlyzeen endlich dem der Jungen angepasst und per Gesetz die koedukative Erziehung eingeführt. Allerdings schickten viele Luxemburger Eltern ihre Töchter nach wie vor in die Mädchenschulen. Zudem wurde der katholisch-konfessionelle Religionsunterricht durch den alternativen Kurs *Moral laïque* ergänzt.

1968: Schulpsychologen kommen

Im Rahmen derselben Sekundarschulreform wird auch der schulpsychologische Dienst ins Leben gerufen.

1968: Gleiche Chancen für die Sektionen Classique und Moderne

Ebenfalls unter der Regierung Werner-Cravatte wurde die Sekundarschulbildung zusammengeführt: Jungen und Mädchen konnten künftig zwischen dem modernen (ohne Latein) und dem klassischen (mit Latein) Zweig wählen, wobei beide zur Hochschulreife führen. Im obersten Zyklus konnte zwischen vier Sektionen (A, B, C, D) gewählt werden.

1973: Sonderpädagogik oder „differenzierte" Erziehung

Ab 1973, auf Initiative des christlich-konservativen Erziehungsministers Jean Dupong, bekamen auch behinderte Kinder das Recht auf schulische Bildung. Im Jahre 1973 wurden Zentren und Institute der so genannten *Education différenciée* gegründet und zudem *die Commission Médico-Psycho-Pédagogique Nationale* per Gesetz etabliert, die über die Zulassung und Hilfen von Kindern mit Einschränkungen entschied. Das war zugleich der Startschuss für die sozio-edukativen Berufe in Luxemburg.

Per Gesetz wurde die schulische Ausbildung von behinderten Kindern oder, wie es damals hieß, von Kindern mit mentalen, sensoriellen oder charakterlichen Behinderungen, geregelt.

Am neu geschaffenen *Institut de formation pour éducateurs et moniteurs d'éducation différenciée (IFEM)* wurden Lehrkräfte respektive Erzieher ausgebildet, die sich speziell um die Betreuung und Förderung dieser Kinder kümmern sollten.



Tiago, Grundschule 3.1B





Grundschule in der Bonneweger Gellé-Straße, C4-Klasse von Guy Godefroid

Lycée Aline Mayrisch: morgendlicher Schulbeginn





Guy Hoffmann

Nicolas, „Fräi-ëffentlech Waldorfschoul"



Lycée de Garçons, Limpertsberg



Lycée Aline Mayrisch



Gemeinsames Frühstücksbuffet im Klassensaal der Belairer Grundschule Kayser

Guy Hoffmann

1984: Sprachengesetz

Mit dem unter einer DP-CSV-Regierung veranlassten Sprachengesetz wurde das Luxemburgische zur Amtssprache neben Französisch und Deutsch aufgewertet. Für das Luxemburger Bildungswesen war das insofern wichtig, weil es dem Luxemburger Sprachenunterricht eine zusätzliche rechtliche Legitimation verschaffte, mit Luxemburgisch in der Vorschule als Grundstein für die spätere Alphabetisierung auf Deutsch und das Erlernen der französischen Sprache ab der zweiten Klasse auf fast muttersprachlichem Niveau.

Dies, obschon damals der Anteil der nicht-luxemburgischen Schüler in den Grundschulen des Landes schon stieg. Dieses (begrenzte) Verständnis von Mehrsprachigkeit, die in Luxemburg eigentlich eine staatlicherseits definierte Dreisprachigkeit darstellt, ist der Grund dafür, dass immer mehr Schüler Probleme in der Schule bekommen und ihre Talente vergeudet werden, was bis heute für kontroverse Diskussionen sorgt.

1988: Niedrigqualifizierte

1988 wurde die manuelle Berufsausbildung für Schüler, die keine theoretische Berufsausbildung einschlagen wollten, eingeführt. Die entsprechende Verordnung war eine Reaktion darauf, dass viele Schüler den theoretischen Anforderungen der Berufsausbildung zunehmend weniger gerecht wurden. Empfänger eines *Certificat de capacité manuelle* mussten also nicht denselben Unterrichtsstoff lernen, der für den Erhalt eines regulären Berufsdiploms vorgeschrieben war und hatten dennoch einen Abschluss in der Hand, den sie gegebenenfalls mit dem Besuch theoretischer Kurse noch verbessern konnten.

1979: „Bac technique"

Ab jetzt gibt es nur noch *Lycées techniques* oder *Lycées classiques*. Im technischen Sekundarunterricht wird mit den Klassen 12e und 13e der *Bac technique* eingeführt, der in vielerlei Hinsicht dem Abitur gleichgestellt ist und auch ein Hochschulstudium ermöglicht.

1990: Der „Technicien" kommt

Neben dem technischen Sekundarunterricht, dessen Hauptziel es sein sollte, Jungen und Mädchen für das berufliche Leben vorzubereiten, sollte die Ausbildung zum *Technicien* als dritte Säule des Systems entstehen. Auch mit dem *Technicien* sollte es Schülern möglich sein, später die Hochschule zu besuchen.

Die Berufsausbildung wurde um weitere Berufe ergänzt. Das Gesetz von 1945 und insbesondere das von 1990 schaffen den legalen Rahmen für die so genannte duale Berufsausbildung in Luxemburg, das heißt die Ausbildung des Lehrlings findet sowohl im Betrieb als auch in der Schule statt. Staat und Betriebe teilen sich die Verantwortung für die Ausbildung. In den folgenden Jahren kommt es zu weiteren Anpassungen, etwa bei den Lehrplänen und Berufsbildern, aber die nächste größere Reform sollte erst rund fünfzehn Jahre später erfolgen.

1994: Das „Régime préparatoire"

1994 wurde das so *genannte Régime préparatoire* ins Leben gerufen, das auch jenen Schülern eine Chance bieten sollte, die den Anforderungen des technischen Sekundarunterrichts und auch denen für eine klassische Berufsausbildung nicht gewachsen waren. Mit einem speziellen Lehrplan, von Grundschullehrern vermittelt, sollten sie so doch noch den Anschluss an die reguläre Sekundarstufe schaffen. Der komplementäre Unterricht, wie der *Préparatoire* auch genannt wurde, stellte die niedrigsten Lernanforderungen im Luxemburger Schulsystem und bot daher auch Jungen und Mädchen, die ihn besuchten, kaum wirkliche berufliche Perspektiven. Kritiker sprachen von der Sackgasse *Préparatoire*.

Nur wenige schafften den Sprung in den allgemeinen technischen Unterricht, und alle, denen das nicht gelang, blieb meistens nur die Möglichkeit, Kurse zum *CITP* oder *CCM* zu besuchen, mit der vagen Hoffnung, mit den stärker praxisorientierten Zertifikaten doch vielleicht einen Job zu finden.

1996: Neues Orientierungsverfahren

Im Jahr 1996 wird das Zulassungsexamen zur Sekundarstufe durch eine Orientierungsprozedur abgelöst. Künftig sollen die Entwicklung des Schülers, seine Leistungen in den Hauptfächern Deutsch, Französisch und Mathe entscheidend dafür sein, auf welchen Schultyp – *Préparatoire*, *Technique* oder *Classique* – er oder sie orientiert wird. Eltern sollen ebenfalls ihre Einschätzung geben, ausschlaggebend ist jedoch die Entscheidung des Orientierungsrates, in dem Lehrer sitzen. ▶

2003: Privatschulgesetz

Unter der CSV-DP-Koalition wird die Finanzierung der Privatschulen neu geregelt. Privatschulen, die dem staatlichen Lehrplan folgen, bekommen 80 Prozent der Funktionskosten erstattet, jene die einen eigenen Lehrplan haben, 40 Prozent. Zuvor hatten die privaten Sekundarschulen (in erster Linie katholische) auf Grundlage des Gesetzes von 1982 finanzielle Hilfen seitens des Staates bekommen, und diese wurde unter Regie von Schulministerin Anne Brasseur (DP) ausgedehnt, obwohl sich damals ein breites Bündnis aus der Zivilgesellschaft gegen den Vorstoß sträubte. 2012 krisitierte der Rechnungshof zudem, dass der Staat die aufgebrachten Gelder für die Privatschulen nicht genügend kontrolliert.

2004: Demokratie für Sekundarschulen

Die von der liberalen Unterrichtsministerin Anne Brasseur angestoßene Reform des Sekundarschulsystems sollte den Lyzeen eine wirksame Struktur geben und so die Qualität des Unterrichts verbessern. Unter anderem wurde das so genannte Partenariat, also die Rollen der verschiedenen Schulakteure, von Direktion über Lehrer, Schüler und Eltern geregelt. So wurden Eltern-, Schüler- und Lehrerkomitees ins Leben gerufen, pädagogische Entscheidungen waren im *Conseil d'éducation* zu treffen, in dem auch Schüler und Eltern vertreten waren. Theoretisch. Faktisch blieben die demokratischen Strukturen gerade der Schüler und Eltern in vielen Schulen bis zum heutigen Tage unterentwickelt und ihre Mitbestimmung geht kaum über die Organisation von Schulfesten und Projekttagen hinaus. Schulen konnten künftig Lehrverträge mit Schülern und ihren Eltern beschließen, und die Schulen bekamen eine limitierte pädagogische Autonomie: Sie durften zehn Prozent der Unterrichtszeit für eigene Schwerpunkte und Projekte abseits des nationalen Lehrplans nutzen. Die Initiative kam, nachdem im Rahmen des OECD-Bildungsvergleich Luxemburgs Sekundarschüler auf den hintersten Plätzen landeten (die Ergebnisse relativierten sich aber angesichts der Mehrsprachensituation und der Methodologie) und steigende Schulabbrecherquoten die Regierung und das Schulsystem massiv unter Druck setzten. Die Pisa-Studie war der Auslöser für eine grundlegende Reflexion über das luxemburgische Schulsystem, die unter der schwarz-blauen Regierung ihren Anfang nahm, unter der schwarz-roten Regierung an Tempo und Tiefgang gewann und bis heute noch nicht als abgeschlossen gilt.



Schüler im Lycée Ermesinde



Schülerin (Athenäum)

Fußballmannschaft (Sportlycée INS)



Guy Hoffmann

2009: Reform des Grundschulgesetzes von 1912

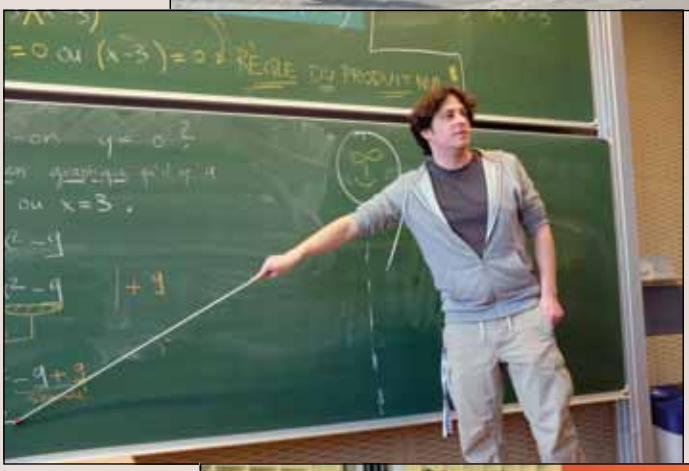
Die sozialistische Unterrichtsministerin Mady Delvaux-Stehres begründete ihre Reform damit, die Luxemburger Grundschule an die Anforderungen der Zeit anpassen zu wollen. Kernpunkte der Reform waren neben der Zentralisierung des Personals (seitdem wird die Personalverwaltung direkt vom Staat verantwortet, der auch de Lehrkörper zu zwei Dritteln finanziert), waren neue Leitlinien für den Unterricht. Um der wachsenden Vielfalt der Schüler gerecht zu werden, sind Lehrer angehalten, möglichst differenziert und auf Basis von Kompetenzen zu unterrichten. Die Zensuren bis 60 Punkte wurden abgeschafft, stattdessen rückt der individuelle Lernprozess der Jungen und Mädchen in den Mittelpunkt der Bewertung. Diese setzen bei der Lernleistung des Einzelnen an und versuchen, die Fortschritte abzubilden. Die Lesbarkeit und Praktikabilität der formativen Bewertung war jedoch von Anfang an umstritten. Die Gewerkschaften und auch die Lehrer kritisierten sie als zu schwerfällig. Nachdem die Zeugnisse bereits zweimal überarbeitet wurden, soll und muss nun der neue liberale Unterrichtsminister Claude Meisch der liberal-sozialistisch-grünen Koalition gemeinsam mit der Uni Luxemburg eine neue, vereinfachte Version erarbeitet, die ab der Rentrée 2014 in verschiedenen Grundschulen getestet und möglicherweise ab 2015-2016 landesweit gelten soll.

„Wie viel Unsinn ist im Laufe der Zeit von Professoren gesagt worden! Warum sollten Studenten nicht auch mal dummes Zeug reden?“

Alexander Mitscherlich



Schulschluss in der Ecole de Commerce et de Gestion (Geesseknäppchen)

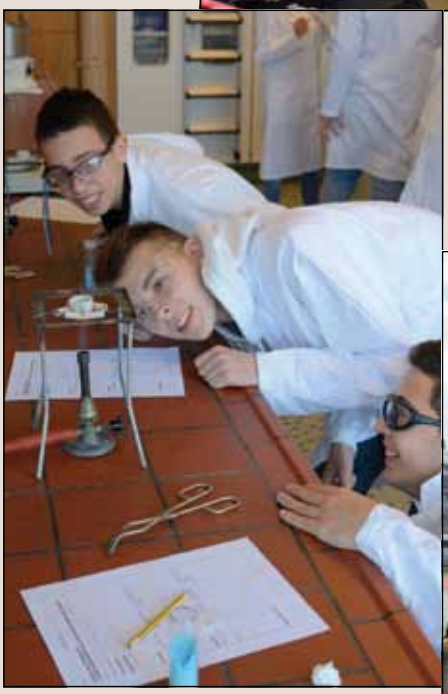


Schulstunde im Lycée Ermesinde



Guy Hoffmann

Marco Moes mit seiner „Mécatronicien"-Klasse im Lycée Technique du Centre (Limpertsberg)



Schüler einer 10e paramédicale (Lycée Technique du Centre)

Lycée Vauban



2009: Eine zweite Chance

Die *Ecole de la deuxième chance*, die 2009 per Gesetz ins Leben gerufen wurde, wendet sich ausdrücklich an Schulabbrecher zwischen 16 und 24 Jahren mit massiven Lernschwierigkeiten. Sie sollen durch eine engere Betreuung mit individuell auf ihre spezifischen Schwierigkeiten abgestimmtem Förderprogramm wieder den Anschluss an die Regelschule bekommen. Ziel ist es, den Schüler zu einem Abschluss oder wenigstens zu einem Lehrplatz zu verhelfen. Die Schule der zweiten Chance ist eine Antwort der sozialistischen Unterrichtsministerin auf die sehr hohen Schulabbrecherquoten in Luxemburg, die viele Jahre erheblich über dem europäischen Durchschnitt lagen und dank der Schule der zweiten Chance und (Wieder)Eingliederungskursen an den staatlichen Ausbildungszentren allmählich sinken.

2011: Berufsbildungsreform

Ursprünglich unter Anne Brasseur ins Leben gerufen, wurde die Berufsbildungsreform unter Mady Delvaux-Stehres im Dezember 2008 verabschiedet. Mit ihr wurde die berufliche Erstausbildung mit zentralem Abschlussexamen komplett auf das modulare System umgestellt. Statt auf Fächern und Disziplinen wird die Ausbildung kompetenz- und arbeitsprozessorientiert aufgebaut. Das soll es den Schülern erlauben, in einer Art Bausteinsystem das benötigte Fachwissen etappenweise zu erlernen, jedoch erweist sich die Umsetzung schon bald nach der Neuordnung der ersten Berufe als äußerst problematisch. Offenbar hatten sowohl die Schulen als auch das Ministerium den organisatorischen Aufwand unterschätzt, den die Erstellung neuer Lehrpläne, ihre Umsetzung und vor allem die obligatorischen Nachhilfekurse für diejenigen, die ein Modul nicht im ersten Anlauf bestanden, mit sich bringen. Es war die Unzufriedenheit der Berufsschüler (und der dort tätiger Lehrer), die im Herbst 2012 die größten Schülerproteste in der Bildungsgeschichte Luxemburgs auslöste.

Dezember 2013: Werteunterricht

Die blau-rot-grüne Koalition unter dem neuen liberalen Premierminister Xavier Bettel kündigt an, den Religionsunterricht ganz aus dem Schulunterricht verbannen zu wollen und stattdessen einen allgemeinen Werteunterricht einzuführen. Die CSV hatte in ihrem Wahlprogramm erklärt, auf den Religionsunterricht auf der Sekundarstufe zu verzichten. DP-Bildungsminister Claude Meisch deutete bereits an, eine berufliche Alternative für die Religionslehrer und Katecheten finden zu wollen.

Ines Kurschat

Kinderbetreuung

Work hard, pay hard

Erst der massive Ausbau von Betreuungsstrukturen erlaubte es, den Frauen eine berufliche Karriere zu ermöglichen. Mit der Konsequenz jedoch, dass viele Kinder heute zu lange in diesen Strukturen verweilen.



Oben und rechts: Belair: Kinderkrippe der Stadt Luxemburg



Großfamilie (fünfziger Jahre)

© René Clesse

Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind (1954)





Guy Hoffmann

Nicht zufällig ist in Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ die Zeitrechnung im Jahr 632 „nach Ford“ datiert – sie beginnt mit der Herstellung des ersten Ford T-Modells, ein Meilenstein in der Geschichte der Massenproduktion. Huxley skizziert in dem dystopischen Roman einen totalitären Weltstaat, der „Gemeinschaftlichkeit, Einheitlichkeit, Beständigkeit“ durch künstliche Fortpflanzung, Konditionierung und Indoktrination sicherstellt: Auch das Erziehungsziel ist zum Normziel geworden und die Persönlichkeit ist abgeschafft. „Aufzucht und Erziehung“ der Kinder, die „in jenen Zeiten roher Fortpflanzung durch Lebendgebären“ in den Händen der Eltern lag, obliegt im Weltstaat von Huxley den staatlichen „Kleinkinderbewahranstalten“ mit ihren „Neo-Pawlowschen Normungssälen“.

Auch wenn es sich hier glücklicherweise nur um eine literarische Horrorvision handelt, so ist sie dennoch eine interessante Rekflektionsbasis für unsere heutige Gesellschaft und ihre Funktionsweise – und den Platz der Kinder und Familien in ihr.

Die Politik gibt vor, gute Rahmenbedingungen für die Allianz der Familie schaffen zu wollen, in denen Familienleben und Erwerbsarbeit vereinbar, Bildung, Betreuung und Erziehung von Kindern qualitativ gut gewährleistet sein sollen, damit sie den Heranwachsenden Chancen auf eine wirkliche gesellschaftliche Mitwirkung eröffnen können. Für die einen stellt Kinderbetreuung einen Riesenfortschritt dar, sozusagen die Lösung aller Vereinbarkeitsprobleme zwischen Familie und Beruf, für die anderen ist es schlicht die Abschiebung der Kinder, das Ende der Familien sowie ein weiteres Tribut an die Wachstumsdoktrin.

Die Zeiten haben sich gewandelt: Dörfliche Gemeinschaft und Großfamilie sind längst durch die Kleinfamilie, die partnerschaftliche Lebensgemeinschaft, Scheidungs- oder Patchworkfamilie oder aber die Alleinerziehung abgelöst worden. Aus ökonomischen und sozialpolitischen Gründen ebenso wie als Konsequenz eines veränderten Aufgaben- und Rollenverständnisses entstand die Forderung nach Gleichstellung von Frau wie Mann, Mutter wie Vater an der beruflichen Qualifikation und Tätigkeit – mit der Konsequenz, dass die Kinder nicht mehr zu Hause versorgt, sondern in eine Betreuung gegeben werden.

Hier stellen sich Fragen – etwa jene nach der „guten Kindheit“, denn die institutionelle Kleinkindererziehung definiert mit, was Kindheit ist – gerade weil die Kinder neben der Schule immer mehr Zeit in Betreuungseinrichtungen verbringen. Wie kann zudem Eltern geholfen werden, die mit ihren eigenen Ansprüchen alles richtig machen wollen und durch die Ansprüche der Gesellschaft überfordert sind? ▶



Ibrahim mit Tochter Adama im Foyer der Bonneweger Grundschule in der Gellé-Straße



Guy Hoffmann

Tribut an die Wachstumsdoktrin

In Sachen Kinderbetreuungsstätten hat Luxemburg längst aufgeholt – von der Crèche, den Maisons relais, über die Foyers scolaires oder die Foyers de jours ist das Großherzogtum mittlerweile recht breit aufgestellt – was Wartelisten dennoch nicht ausschließt. So zeigen die letzten Zahlen des Aktivitätsberichts vom Familienministerium, dass das Angebot außerschulischer und außerfamiliärer Kinderbetreuung von 2004 (7 700 Betreuungsplätze) über 2009 (24 650) bis 2013 (46 370 Plätze) – also binnen neun Jahren – sich praktisch versiebenfacht hat.

Diese enorme Entwicklung setzte vor allem unter der ehemaligen Familienministerin Marie-Josée Jacobs ein – bedingt unter anderem durch die Lissabon-Strategie (2000), die sowohl „emanzipatorische" als auch wirtschaftliche Ideale verfolgte: So soll die Beschäftigungsfähigkeit von Frauen durch einen quantitativen Ausbau der Kinderbetreuung wesentlich erhöht werden, auch soll die EU zu einem wettbewerbsfähigen, wissensgestützten Wirtschaftsraum entwickelt werden.

Um 2005 wuchs in den einzelnen Gemeinden der Druck, die Schulkinder auch über die Mittagsstunden zu versorgen. Für Aufschwung in der Kinderbetreuung sorgten zudem neue Gesetze wie das Maison Relais-Gesetz vom 20. Juli 2005. Die Maison Relais hat zu einer Erweiterung und Flexibilisierung der bestehenden Strukturen geführt. Eltern können ihre Kinder je nach Bedarf in die Maison Relais bringen und wieder abholen. Dagegen müssen die Kinder der Ganztagsschulen sich in einen Rahmen fügen und für eine feste Stundenzahl eingeschrieben werden. Indes eine gewisse Mittelschicht, die etwa im Lehramt tätig ist und über ein geregeltes Arbeitsprogramm verfügt, eher darauf drängt, dass ihre Kinder statt in der Maison Relais zu Hause essen, plädieren viele private Arbeitnehmer, die über weniger Flexibilität in ihren Arbeitsstunden verfügen, eher für einen verstärkten Ausbau der Ganztagsschulen, wo die Kinder auch über die Mittagsstunden versorgt werden.

So recht in die Gänge kam der Ausbau der Betreuungsstrukturen jedoch vor allem durch die Chèques-services, jene Gutscheine, mit denen alle Eltern die finanzielle staatliche Unterstützung im Rahmen der außerschulischen Kinderbetreuung in Luxemburg in Anspruch nehmen können – wobei der Tarif dem Haushaltseinkommen als auch der Position des Kindes in der Geschwisterreihe Rechnung trägt. Dieses vom Familienministerium eingeführte Instrument soll jedem Kind im Alter bis zu zwölf Jahren, das in Luxemburg wohnt, einen Anspruch auf drei kostenlose Betreuungsstunden pro Woche garantieren. Für weitere 21 Stunden zahlen die Eltern einen stark ermäßigten Preis von maximal drei Euro.

Die Chèques-services haben die Kinderbetreuung nicht nur für breite Bevölkerungsschichten attraktiv gemacht, sondern es wurden auch kommerzielle Anbieter dadurch angelockt und ermutigt, in die Kinderbetreuung zu investieren. So sind heute rund 60 Prozent der Kleinkinder von 0 bis 3 Jahre in kommerziellen Einrichtungen.

Dass das Angebot letztlich die Nachfrage schafft, lässt Manuel Achten aus dem neu geschaffenen „Ministère de l'Education et de la Jeunesse" – vorher war die Kinderbetreuung beim Familienministerium angesiedelt – nicht gelten: Nicht die Chèques-services hätten mehr Kinder in die Versorgung gebracht, sondern ein bestimmter Arbeitsmarkt. „Wir leben in einer ökonomischen Leistungsgesellschaft, in der die Menschen in ihr Leben investieren wollen. Deshalb gehen beide Lebenspartner arbeiten und brauchen somit einen Platz, wo ihre Kinder betreut werden", so Achten.

Der flächendeckende Ausbau der Betreuung sei auf der Ebene der Schulkinder praktisch gelungen. „Handlungsbedarf besteht höchstens noch in der Altersstruktur von 0 bis 4 Jahren in kleinen Landgemeinden. Viele Regionen wollen zudem den Précoce für die drei- bis vierjährigen Kinder ausbauen", betont Achten. Um diese Entwicklung voranzutreiben, steuert der Staat den Gemeinden bis zu 75 Prozent beim Bau einer Betreuungsstruktur bei und er übernimmt 75 Prozent der Funktions- und Personalkosten.



Fabio

Edouardo mit Tochter Laetitia



Guy Hoffmann

Längere Öffnungszeiten

„Die Nachfrage nach Betreuungsplätzen hat noch nicht nachgelassen", stellt Achten fest. Eine Ursache dafür ist auch, dass beide Elternteile aufgrund der hohen Wohnungspreise berufstätig sein müssen oder wollen und dass die Zahl der Alleinerziehenden zugenommen hat. Somit wurden über die Jahre auch die Öffnungszeiten, die der „Plan d'encadrement périscolaire" definiert, immer weiter ausgebaut: Statt der bisherigen 36 Wochen im Jahr können die Betreuungseinrichtungen nun 52 Wochen offen haben. Auch die täglichen Öffnungszeiten wurden verlängert: So wurde die potenzielle Betriebszeit, an der Betreuungseinrichtungen öffnen dürfen, morgens von 8.00 Uhr auf 5.00 Uhr und abends von bis 16.00 Uhr auf 23.00 Uhr ausgedehnt. Was die nächtliche Betreuung von Kindern anbelangt, deren Eltern Nachtschichten schieben, sei bisher die Nachfrage noch nicht so hoch, so Achten.

Im Ausland dagegen ist die 24-Stunden-Kita längst Normalität. Wann immer der Dienstplan der Eltern es erfordert, können die Kinder Tag und Nacht abgegeben werden. Die Betreuung hat sich dem Schichtdienst der Eltern angepasst – nur so geht für viele Mütter, die oft am Existenzminimum leben – beides, Kind und Beruf. So hat in den USA zum Beispiel die Anzahl der Früh-, Spät- und Nachtschichten zugenommen, der Verfall der Industrie hat viele Amerikaner in die Billigjobs der Dienstleistungsgesellschaft getrieben, ob als Fastfood- oder Supermarktangestellte, als Putzkraft oder als Tankstellenpersonal. Viele müssen mittlerweile mehrere Jobs gleichzeitig machen, um über die Runden zu kommen.

Auch in Europa ist das Arbeitsleben härter geworden, die Distanzen zum Arbeitsplatz länger und somit der Zeitverlust höher. Dagegen wünschen sich viele Eltern, mehr Zeit mit ihrem Nachwuchs zu verbringen, jedoch ist institutionelle Betreuung oft die einzige Chance, um in einer Gesellschaft mitzuhalten, in der „Human Ressource Management" – übersetzt „Rohstoff Mensch-Optimierung" – zur Normalität geworden ist. Wer sich hier nicht dauernd dem Zwang der Selbstoptimierung verschreibt, ist schnell weg vom Fenster. Arbeitgeber verlangen von ihren Angestellten Erfolg, Ehrgeiz und Flexibilität: ein Leistungsdruck, dem nicht jede Familie standhält, denn die Anzahl der Alleinerziehenden hat sich in den letzten dreißig Jahren verdoppelt. Schöne neue Arbeits- und Lebenswelt, der sich letztlich auch die Kinderbetreuung verschrieben hat?

Als beispielhaft für eine gelungene, flexible Kinderbetreuung werden gerne skandinavische Länder genannt, in denen es bereits sehr lange eine hohe Frauenerwerbsquote gibt.

„Für eine Dänin oder Schwedin ist es selbstverständlich, dass ihr Kind mit einem Jahr in die Betreuung geht", meint Achten. Auch in Skandinavien sei die Kinderbetreuung ursprünglich aufgrund der Anforderungen des Arbeitsmarktes ausgebaut worden, doch mittlerweile sei es mehr – nämlich ein gesellschaftspolitisches Instrument. „Für mich sind die Betreuungseinrichtungen keine Aufbewahrungsstätten. Es sollen Plätze sein, wo Kinder Dinge lernen, die sie sich in der Form zu Hause nicht aneignen können. Sie sollen spielen, Erfahrungen sammeln und Sozialkompetenzen erwerben," unterstreicht Achten.

Vergessen wird dabei oft, dass die skandinavischen Länder auch sehr früh über unterschiedliche Arbeitszeitmodelle verfügten. Dagegen existieren in Luxemburg kaum flexible Arbeitszeitmodelle – außer dem Congé Parental, der mittlerweile zum Glück auch von Vätern beansprucht wird. Tatsächlich ist in der hiesigen Privatwirtschaft der Zwang zu maximaler Arbeitszeit hoch, und Arbeitszeitmodelle wie die 30-Stundenwoche werden hierzulande gleich mit negativen Entwicklungen wie dem Arbeits- und Sozialabbau in Verbindung gebracht. Es wurde versäumt, parallel zum Bau von Betreuungsstrukturen neue flexible Arbeitszeitmodelle zu fördern: Warum nicht etwa ein grundlegendes Recht einräumen, dass beide Elternteile – Mann (sic!) und Frau – bei Familiennachwuchs ihre Arbeitszeit gleichzeitig z.B. auf 70-80 Prozent verkürzen können? Überhaupt bieten andere Arbeitszeitmodelle die Möglichkeit, ein Stück weit aus dem Laufrad der Wirtschaftlichkeit auszusteigen – es ist nicht neu, dass ewiges Wachstum auf einem Planeten mit endlichen Ressourcen ein Trugschluss ist – und anderen Projekten, wie etwa dem sozialen Engagement für junge oder alte Menschen – mehr Zeit zu widmen.

▶



Kein Monitoring zur Qualität der Institutionen

Zeit soll den Kindern heute auch in den Einrichtungen zustehen. „In der Kinderbetreuung handelt es sich um den nonformalen Bildungsbereich, bei dem keine Lehrpläne vorgesehen sind; die Erzieher haben die Freiheit, die Kinder in Ruhe zu lassen. Es geht wirklich darum, Pipi Langstrumpf zuzulassen“, betont Achten. Inwiefern jedoch der individuelle Freiraum der Kinder in der Praxis tatsächlich respektiert wird und sie nicht dennoch wieder in eine Programmstruktur gepresst werden, ist fraglich. Für den einzelnen Erzieher ist es sicherlich einfacher, kollektiv nach Programm zu verfahren als loszulassen und trotzdem da zu sein. Damit die Betreuung lebendig bleibt, muss sie an den Bedürfnissen der Kinder orientiert sein und nicht an der wirtschaftlichen Zukunftsplanung. Jedoch gab es bisher noch kein Monitoring zur Qualität der Institutionen. Schon Ende 2012 wurde ein solches Gesetzesprojekt zur Qualitätsauswertung im Parlament deponiert – es ist jedoch noch nichts passiert.

Dabei sollten gerade hohe Qualitätsstandards ein langes Verweilen in den Institutionen sozusagen „wettmachen“. „Bei den ersten Einrichtungen glaubte man noch, kleine Kinder bräuchten nur eine liebe Frau, die sich um sie kümmert. Die neurologische Forschung zeigte jedoch, dass das Gehirn bei Kleinkindern am aufnahmefähigsten ist“, so Achten. Deshalb brauche es gutes Personal, damit die Kinder nicht nur versorgt, jedoch auch nicht überstimuliert werden. Lange beschränkten sich in Luxemburg die Diskussionen zur Qualität der Einrichtungen auf den Ausbildungsgrad des Personals – wobei die Luxemburger Gesetze mittlerweile einen hohen Anteil an Fachpersonal vorschreiben. „Wir halten uns an ganz strenge Qualitätskriterien, sowohl was das Personal wie das Essen anbelangt. Hier wurden ganz klare Anforderungskataloge ausgearbeitet und es sind auch regelmäßig Kontrollen“, meint Elena Herrera Calvo, Zuständige der Foyers scolaires in Luxemburg-Stadt. Jedoch bleibt es den Trägern und Gemeinden überlassen, eine „gute“ Betreuung zu definieren. „Es gibt keinen vorgeschriebenen Ablauf im Sinne eines Programmes. Einziger Fixpunkt in den Foyers Scolaires ist die Hausaufgabenhilfe“, so Calvo.

Die Stadt Luxemburg zählt mittlerweile fünf Crèchen und um die achtzehn Foyers scolaires zu ihren Institutionen. Die Foyers scolaires, die sich meist direkt auf dem Campus einer Schule befinden, stellen eine Art Ganztagsbetreuung (über Mittag, bis abends um 18.30 Uhr) für Kinder von 4 bis 12 Jahren dar. Ihre Auslastung liegt bei quasi 100 Prozent.

Schulfoyer Pinocchio-Gare (Inter-Actions)



Guy Hoffmann

Nie zuvor wurden so viele Kinder so lange von Fremden betreut. Die Effekte vorschulischer Bildungseinrichtungen werden seit Jahren kontrovers diskutiert, jedoch fehlen bisher verlässliche Langzeitstudien zum Thema. Einige Studien stufen die Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern bis zum Alter von 15 Monaten als bedenklich ein, zudem könne sich die Gruppengröße bei sehr jungen Kindern negativ auswirken. In den Betreuungsstrukturen muss gerade zu Spitzenzeiten ein einzelner Erzieher viele Kinder betreuen. So ist in der Regel in Luxemburg-Stadt ein Erzieher für zehn Kinder verantwortlich. Wenn die Eltern ihre Kinder jederzeit bringen und abholen können, dann sind gewisse Aktivitäten oder Konzepte nicht mehr machbar. Problematisch sind auch der zu hohe Geräuschpegel sowie unzureichende Rückzugsräume. Nach dem Gesetz hat ein Kind Anrecht auf drei Quadratmeter Platz.







Guy Hoffmann



Drei Quadratmeter pro Kind

„Ein Problem ist tatsächlich, dass die Kinder immer in der Kollektivität sind. Wir haben keine individualisierte Betreuung für jedes Kind, also muss das Kind seinen ruhigen Platz in der Gruppe finden“, so Calvo. In Luxemburg-Stadt sind einige Räume so konzipiert, dass sich hier bis zu 22 Kinder gleichzeitig aufhalten können, was den Geräuschpegel beträchtlich ansteigen lässt. Deshalb wurden in einigen Foyers bereits Antilärmschutzmaßnahmen installiert.

Kritisch zu bewerten ist auch die allzu lange Verweildauer vieler Kinder in den Maisons Relais. „Wir haben rund 5000 Kinder in den städtischen Schulen, 60-70 Prozent davon besuchen anschließend auch die Foyers scolaires“, so Fred Keup, Zuständiger der Abteilung Enseignement der Stadt-Luxemburg. Zudem gibt es Wartelisten in verschiedenen Stadtbezirken. „In einigen Stadtbezirken – wie etwa dem Bahnhofsbezirk oder Bonneweg – wo die Eltern über geringere finanzielle Mittel verfügen, sind die Kinder durchschnittlich mehr als drei Stunden täglich in den Betreuungseinrichtungen, und diese Kinder kommen auch in den Schulferien“, sagt Keup. Für viele Eltern sei Betreuung schlicht ein Kostenfaktor: Es sei günstiger, die Kinder zum Essen in die Betreuung zu geben als einkaufen zu gehen, zu kochen und zu Hause zu essen.

Die Betreuungseinrichtungen übernehmen viel. Verlockend scheint da die Möglichkeit für eine Familie, die überfordert ist oder in einer Krise steckt, den Einrichtungen das „problematische“ Kind zur Erziehung zu überantworten.

Es ist schade, wenn Betreuungsstrukturen letztlich zum „Instrument eines Unvereinbarkeitsmanagements von Familien“ werden, da die Gesellschaft den Familien keine andere Wahl mehr zugesteht. Die Einrichtungen sind nicht das Allheilmittel, und Kleinkinder dürfen nicht auf den Status von Funktionsträgern für die Gesellschaft und damit auf einen Wirtschaftsfaktor reduziert werden. Wichtig wäre, dass die Lebensumstände in der Gesellschaft der Familie wieder mehr Zeit und Platz zugestehen. Hier sind auch die Arbeitgeber aufgefordert, angemessene berufliche Rahmenbedingungen zu schaffen, um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern.

Christiane Walerich

La construction d'écoles primaires à Luxembourg



Tony Krier © Photothèque de la Ville de Luxembourg

L'expert français en matière de construction d'établissements scolaires, Félix Narjoux, avait inspiré l'architecte de la ville Antoine Luja pour la construction de l'école Aldringen en 1881.

«Mieux on a compris, d'une part, l'influence funeste de l'ignorance du peuple, et d'autre part, l'influence salutaire d'un bon enseignement scolaire, plus on a cherché à faire pénétrer l'éducation dans les masses», tel est le constat dressé en 1899 par le professeur J.P. Biwer, chargé d'étudier le développement de l'enseignement primaire[1].

Nouvelle école à la rue Albert Philippe (SchemelWirtz Architectes, 2006)



© RL Philippart

La mise en place d'un enseignement public de base est une affaire très complexe. Elle nécessite la définition des matières à enseigner, tout en tenant compte de l'évolution démographique et de l'exode rural. Vu le caractère religieux de l'enseignement public à son départ[2], l'implantation de nouveaux édifices scolaires allait se faire de préférence au voisinage d'églises. Les bâtiments à construire vont avoir à abriter d'importantes masses d'élèves. Ils doivent par ailleurs garantir la sécurité de ses usagers et respecter les nouvelles normes d'hygiène.

En 1912 la scolarité obligatoire est rallongée d'une année, alors que parallèlement la taille des classes[3] est réduite. La pression sur la construction d'établissements scolaires s'en retrouve renforcée. L'évolution du programme d'enseignement exige par ailleurs l'aménagement de salles de dessin, de chant, de gymnastique, de géographie, voire même de tricotage. Quant aux cours de natation, les classes scolaires vont fréquenter les bains municipaux avant de bénéficier de leurs propres installations. Les nouvelles écoles deviennent des établissements scolaires pour les nouveaux quartiers de ville, ou pour ceux en voie d'assainissement. Ces établissements aident à définir les centres de quartier. L'instruction devient un service de proximité[4], habiter proche d'une école est dès lors un argument de spéculation foncière.



© Alf Pier

La première école de Bonnevoie date de 1851, plans d'Antoine Hartmann

Ecole - église, un duo obligatoire

En 1822 la capitale s'est dotée de son premier règlement scolaire organique. Mais il faut attendre jusqu'en 1843, avant qu'une première loi scolaire organise l'enseignement public moderne. Il s'agit à l'époque d'un enseignement ni gratuit, ni obligatoire pour les élèves. Le fonctionnement de l'école publique est conjointement placé sous le contrôle de l'État et de l'Église.

La deuxième loi scolaire, dite loi «Kirpach» entre en vigueur en 1881. Elle introduit l'obligation scolaire pour les enfants de 6 à 12 ans. Elle prévoit également l'organisation des écoles gardiennes, des cours du soir et des cours pour adultes. En 1892, la ville augmente l'âge de la scolarité pour garçons jusqu'à 13 ans. Depuis l'introduction de la loi «Kirpach», le nombre des écoles au Grand-Duché n'a fait qu'augmenter, pour passer de 694 en 1881 à 758 en 1897[5]!

La loi de 1898 associe à nouveau l'instituteur à l'enseignement religieux, À côté de l'obligation de faire réciter le catéchisme, le législateur lui impose de fréquenter la messe avec les élèves, voire même d'assurer la surveillance quotidienne des classes à l'Office[6]. Cette situation va durer jusqu'en 1912. Les ingénieurs en charge de l'aménagement des nouveaux quartiers développent en conséquence des duos «église-école», projets qui se réalisent à Neudorf, Pfaffenthal, Limpertsberg, Bonnevoie, Kirchberg, Weimerskirch, Beggen. D'autres ne peuvent pas être concrétisés, comme à la place Winston Churchill, au boulevard Joseph II, au plateau Bourbon, à la rue de Strasbourg[7].

La première mention d'une école à Hamm remonte à 1804.
En 1875, le village dispose de deux salles de classes.
En 1898, l'école fut agrandie de deux salles supplémentaires.



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

Inventer l'établissement scolaire

Le législateur oblige depuis 1843 chaque commune d'entretenir, sans interruption, l'instruction primaire, soit en établissant une école dans chaque section, ou une école pour plusieurs sections, soit en créant, de commun accord avec les administrations communales voisines, une école commune. Notons que si l'architecte de la ville Antoine Luja, puis Nicolas Petit dressent les plans, c'est généralement l'architecte privé, Georges Traus, qui assume ces travaux pour le compte des communes qui vont fusionner avec la capitale en 1920.

Là où le grand nombre des élèves l'exige, et dans les lieux où cela peut se faire sans difficultés, la municipalité autorise des écoles séparées pour les deux sexes. Ouvrir des écoles pour garçons et filles, c'est assurer aux familles une grande commodité pour garantir l'instruction à leurs enfants. En 1881, la réunion de garçons et de filles sous un même toit à l'école Aldringen est considérée comme une avancée notoire au niveau de l'évolution des mœurs. Jusqu'en 1968, les écoles présentent des ailes séparées, ainsi que des classes d'enseignement différentes pour garçons et pour filles, ceci notamment pour des raisons de *«morale et de discipline»*.

Depuis le XIX[e] siècle, la commune doit supporter les frais de construction, d'entretien et d'ameublement des bâtiments d'écoles, ou servant au logement des instituteurs. Elle doit organiser tant les écoles permanentes, que celles d'hiver. La loi de 1843 ne donne pas de précisions sur les locaux à réserver à l'enseignement[8]. Les communes peuvent installer les cours dans des locaux de fortune (p.ex. des granges au Pfaffenthal), respectivement dans des immeubles privés nullement conçus pour l'enseignement, ou même au domicile de l'enseignant[9]. En 1860, la ville inaugure sa première école primaire supérieure pour garçons de plus de 12 ans, au passage couvert de la place Guillaume II. Les Sœurs de la Congrégation Notre-Dame ouvrent deux ans plus tard une même école pour jeunes filles.

En 1905, la municipalité inaugure sa première cantine scolaire. À partir de 1910, elle établit des cours pour des élèves présentant des difficultés d'apprentissage. En 1912, une troisième loi scolaire prescrit l'obligation scolaire jusqu'à 13 ans également pour les filles; le chant et la gymnastique deviennent des cours obligatoires. Des écoles gardiennes fonctionnent en plus à la ville haute (caserne d'artillerie), au Pfaffenthal, à Clausen et au quartier de la gare. En 1917, la ville ouvre sa bibliothèque scolaire[10].

Les édiles locaux veillent à ce que les enfants n'ont pas trop de chemin à faire, pendant l'hiver notamment. L'obligation scolaire, combinée à l'allongement de la scolarité, et la création de cours spécifiques

pour enfants présentant des difficultés d'apprentissage et les cours pour adultes, est une des causes principales qui conduisent la ville et les communes limitrophes à augmenter la capacité des établissements scolaires. D'autre part, il faut se rendre compte qu'en 1897, seules les 30 écoles de l'arrondissement de Luxembourg offrent le cycle complet des six années d'études primaires! Ce développement de l'instruction, concentré sur un des six arrondissements d'inspection, montre à quel point la capitale et ses environs occupent le premier rang au niveau de la formation populaire. À cette cause s'ajoute encore l'acceptation d'élèves de communes voisines. Ils sont au nombre de 171 en 1881, pour le seul enseignement primaire[11]. De 1867 à 1881, le nombre d'élèves de la capitale a augmenté de 325. Faut-il augmenter le nombre d'élèves par classes ou multiplier le nombre de classes, voilà une des questions principales à l'ordre du jour. L'école devient, à l'instar des gares, des marchés et des grands magasins, du théâtre et des bains publics, des hôpitaux, un établissement pour accueillir des masses. La ville estime en 1881 qu'il lui manque environ 12 salles de classes. Elle n'offre alors qu'une école pour 450 habitants – la moyenne nationale est d'une école pour 271 habitants. L'ouverture successive d'écoles fait qu'en 1897, la moyenne en ville passe à une école pour 156 habitants[12].



Photo Steve Heiliger

La Nillesse-Schoul à la rue de Strasbourg était construite par Georges Traus en 1898 pour accueillir 165 élèves.

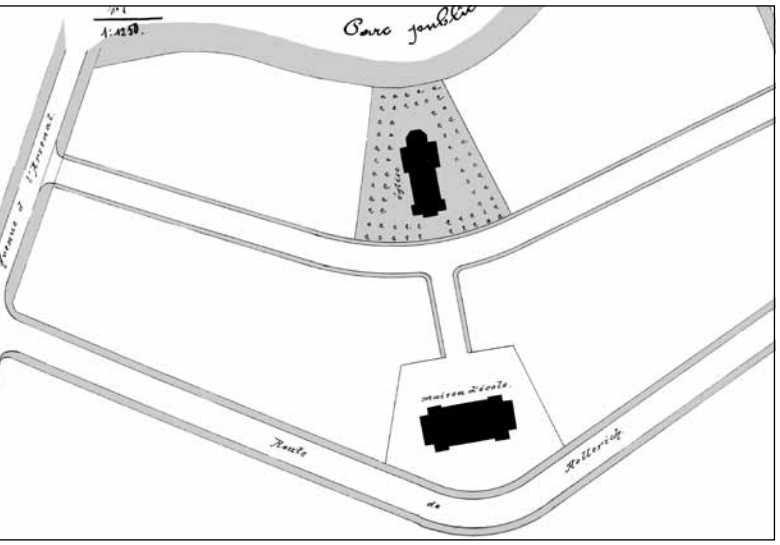
Une question d'hygiène publique

La loi interdit l'enseignement scolaire dans un local déclaré impropre sous le rapport de la salubrité publique et de l'hygiène. En 1881/82, près de 10% des écoles primaires se trouvent dans *«un mauvais état»*. Tantôt c'est la maison d'école qui n'est pas dans un état satisfaisant, tantôt ce sont les salles de classes qui sont trop basses ou trop étroites, sans air et sans lumière, tantôt encore c'est le manque de propreté qui donne lieu à des plaintes. Plus d'un tiers des écoles ne présente à la fin du XIX[e] siècle ni cour de récréation suffisamment grande, ni convenablement fermée. Les lieux d'aisances ont toujours beaucoup laissé à désirer.

À partir de 1884, de notables progrès sont réalisés au niveau du mobilier scolaire qui, avant cette date, n'a répondu à aucune exigence hygiénique[13]. En 1897, 5% de l'ensemble des établissements scolaires ne sont pas encore conformes aux exigences d'hygiène – les lieux des aisances représentent encore un problème pour 19% des établissements.

En suivant la règle de ne point construire des établissements scolaires pouvant accueillir plus de 600 élèves, les édiles de la capitale misent sur des bâtiments bien aérés et dont les ailes sont séparées par des cours spacieuses. Les édifices sont faciles à tenir propres et à chauffer, et ils sont aménagés de façon à prévenir les incendies. Les écoles sont conçues de façon à éviter la transmission de maladies contagieuses et infectieuses[14]. À partir de 1881, un médecin est chargé du contrôle de l'hygiène. Obligés de pourvoir à l'établissement de locaux convenables pour la tenue des écoles, les établissements désignés sont

L'ingénieur-paysagiste français Edouard André proposait en 1883 la construction d'une église et d'une école à l'emplacement de l'actuelle place Churchill.



© ANL Travaux Publics N°20

Ecole Belair, entrée des garçons



© RL Philippart



© RL Philippart

L'établissement scolaire primaire du Limpertsberg, situé à proximité de l'église du quartier fut autorisé en 1904. Les architectes Antoine Luja et Alphonse Kemp prévoyaient un édifice dont une aile centrale en saillie séparait par deux cours garçons et filles.

soumis au contrôle du bourgmestre, de l'inspecteur et du contrôleur médical.

Les administrations communales sont obligées de dresser les plans et devis des constructions ou réparations à faire. Ces plans et devis, ainsi que le choix de l'emplacement de l'édifice sont soumis à l'avis de l'inspecteur, du contrôleur médical et du comité permanent de la Commission d'instruction. L'exécution des travaux n'aura lieu qu'après l'approbation donnée par le directeur général du service[15]. Une circulaire officielle de 1883 rappelle aux administrations communales qu'il faut porter un soin particulier à l'aménagement des abords et dépendances des maisons d'écoles, ainsi qu'à l'orientation à donner à l'établissement. À cette fin, l'autorité communale doit soumettre au directeur général de l'Intérieur un plan d'ensemble dressé d'après le cadastre, sur un rayon de 200 à 300 m, indiquant le lieu d'emplacement, les dépendances de l'école, les rues, les jardins et les constructions qui se trouvent dans le voisinage. Le dossier à remettre doit encore comporter des informations sur le nombre d'élèves et l'état des chemins conduisant à l'école. Il doit par ailleurs renseigner sur la superficie à donner au bâtiment et à ses dépendances, y compris les lieux d'aisance. Finalement, un plan détaillé de chaque salle doit indiquer son ameublement[16].

Entre 1933 et 1936 l'école de Belair offrait neuf salles de classe, une salle de gymnastique et une salle de fêtes, un préau pour passer la récréation à l'abri des intempéries



© RL Philippart

La construction d'écoles suit un mouvement en vagues

La première vague de constructions se fait au rythme des nouvelles lois régissant l'enseignement primaire. La ville agrandit l'école du Pfaffenthal (1872), construit de nouvelles écoles à Clausen (1876), auxquelles une salle de gymnastique est ajoutée en 1905, au Grund (1878), à la ville haute (1880), au quartier de la gare (1888) et au Limpertsberg (1905). La commune de Hollerich suit le mouvement, tout en restant constamment contrainte à adapter le nombre et la taille des bâtiments scolaires à la croissance démographique:

- Une école primaire est construite à Bonnevoie en 1872, puis agrandie en 1895 et en 1907.
- En 1877 et en 1885, l'ancienne école de Hollerich est agrandie.
- Une nouvelle école est construite à proximité de la gare centrale (rue de Strasbourg) en 1898[17], elle va être agrandie en 1904. L'établissement dessiné par l'architecte Georges Traus offre aussi des cours d'école primaire supérieure.
- L'expansion du Bongeschwan exige la construction d'une école primaire pour ce quartier en 1914/15[18].
- Des écoles sont encore construites à Gasperich (1904), l'école de Merl est agrandie.

Dans les autres communes limitrophes qui fusionneront avec la ville, on voit de nouvelles écoles émerger: en 1884 à Muhlenbach, en 1889 à Dommeldange, en 1900 à Eich, en 1905 à Weimerskirch, en 1914 à Beggen, en 1920 au Kirchberg. Au Neudorf, la commune d'Eich agrandit l'école à trois reprises entre 1871 et 1877, avant de passer à la construction d'un nouvel établissement en 1908. La commune de Hamm construit une école à Pulvermühle en 1880, et agrandit l'école du village en 1898[19]. Notons qu'en 1906 la ville compte 2 171 élèves répartis sur 54 classes, soit en moyenne 40 étudiants par classe[20]. Le logement du portier est de rigueur pour l'ensemble de ces projets.

Parmi ce programme de construction et d'aménagement d'écoles primaires, il y a lieu de relever la volonté politique du Conseil communal d'ouvrir, au boulevard Royal, une école primaire devant servir de modèle à l'ensemble du pays. Cette école est appelée à loger toute la population scolaire de la ville haute, soit quelque 1 058 élèves[21].

D'une part, il s'agit d'ériger le plus important complexe scolaire jamais construit au Grand-Duché[22], d'autre part, cet établissement doit refléter les conditions d'hygiène et de pédagogie les plus récentes au niveau international. L'établissement offre 18 classes avec vestiaire privé, dont une pour l'école gardienne, une salle de gymnastique, une salle de dessin et un logement pour le concierge. Le Conseil communal a chargé en 1879, une Commission

spéciale de l'élaboration du projet. Elle se fait conseiller par André-Félix Narjoux, architecte de la ville de Paris[23].

Le second mouvement d'investissement dans les infrastructures scolaires est marqué par la fusion de la commune de Luxembourg avec les municipalités limitrophes. Le nouveau territoire ainsi formé exige de la part du bourgmestre de la capitale, Gaston Diderich (1921-1946) une urbanisation et structuration de l'ensemble de l'espace. Sous la gouvernance de Diderich, la ville inaugure 9 nouvelles écoles, dont celle de Merl (1924/25), la nouvelle école de Hamm (1931/32), l'école de Belair (1933/36), celle de Hollerich (1937/39). En parallèle la ville assure l'agrandissement et la transformation de bâtiments d'école existants, un vaste programme pour Nicolas Petit, alors architecte de la commune. Diderich tient à adapter le matériel d'enseignement aux conceptions modernes, et instaure la médecine scolaire[24].

La troisième vague de construction d'établissements scolaires est à mettre en relation avec l'expansion de la ville devenue capitale de la CECA. De 1947 à 1960, la population passe de 61 996 à 71 653 habitants (+15,5%). Ainsi, en 1957, le Conseil communal a débattu de la construction de pas moins de 12 projets de construction ou d'agrandissement d'écoles ou de pavillons scolaires à réaliser dans les quartiers de Belair, Pulvermuhle, Gare, Hollerich, Limpertsberg, Stadtgrund, Clausen, Dommeldange et Kirchberg. En collaboration avec l'architecte de la ville, Eugène Schmit, il opte pour la construction de pavillons, souvent à caractère provisoire. Généralement aménagés de façon symétrique, une salle pour garçons, une salle pour filles, un local pour sanitaires séparés, ces constructions recourent amplement aux structures en béton, aux matériaux préfabriqués et bon marché. Les pavillons à éléments-coque sont développés par Jean Prouvé. Ils peuvent être montés endéans de deux semaines. L'école Aloyse Kayser est construite en 1957 d'après les plans de l'architecte de la ville Eugène Schmit.



Christian Aschman © Maison Moderne

Orientée plein soleil, offrant préau couvert, infrastructures sportives et logement, l'école Aloyse Kayser fut conçue par l'architecte de la Ville Eugène Schmit.

Une quatrième et cinquième vague de constructions concerne le rajout d'infrastructures sportives et culturelles. Relevons parmi ces projets, la nouvelle école primaire pour 650 élèves, érigée en 1987/89 à la rue de Strasbourg (groupe Tetra). La forte croissance démographique, la mise en place de l'enseignement précoce et l'organisation de l'enseignement fondamental (2009)[25] ont donné un nouvel élan à la construction d'établissements scolaires sur le territoire de la ville[26]. En 2013, la ville gère 19 écoles et un parc de 60 bâtiments scolaires pouvant accueillir au total quelque 5 000 élèves[27].

Robert L. Philippart

Pavillon scolaire de la rue Aloye Kayser d'après le modèle préfabriqué de Jean Prouvé, 1957



Christian Aschman © Maison Moderne

[1] Biwer, J.-P., Etude sur le développement de l'instruction primaire dans le Grand-Duché de Luxembourg, Luxembourg, 1899, p. 3;
[2] Maas, Jacques, Un enjeu politique majeur, in Histoire d'une lutte scolaire 1912-2012, (Mersch), 2012, p. 27;
[3] Moes, Régis, L'école luxembourgeoise dans la tourmente, in Histoire d'une lutte scolaire 1912 -2012, (Mersch), 2012, p. 7-15;
[4] Philippart, Robert L., Luxembourg, historicisme et identité visuelle d'une capitale, Luxembourg, 2007, p. 105-107;
[5] Biwer, J.P., Etude… op.cit., p.16;
[6] Maas, Jacques, Un enjeu politique majeur… op.cit., p. 31;
[7] Philippart, Robert L, Luxembourg, de l'historicisme au modernisme, de la ville forteresse à la capitale nationale, Luxembourg-Louvain-la-Neuve, 2006, tome 3, p. 661-795. Et A.V.L., HOIV/2, P255;
[8] Sivering, H, Législation sur le régime communal etc, Luxembourg, 1863, p. 254-269;
[9] Rosenfeld, Fr., Ortseigene Primärschule, in Harmonie municipale Luxembourg-Lampertsbierg, 1908-1958, Luxembourg, 1958, p. 84;
[10] Bosseler, Nic, Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit, eine kleine Chronik des städtischen Schulwesens, in *ons stad*, N° 20, Luxembourg, 1985, p. 18;
[11] Ville de Luxembourg, Bulletin communal., N°6, Luxembourg, 1881, p. 60;
[12] Biwer, J.-P., Etude… op.cit., p. 7;
[13] Ibidem p. 19;
[14] Ville de Luxembourg, Bulletin communal, N°5, Luxembourg, 1881, p. 42-51;
[15] Ruppert, Pierre, Code politique et administratif du Grand-Duché de Luxembourg., Luxembourg 1907, p. 1156-1157;
[16] Circulaire du 23 juin 1883 relative aux constructions communales, in Mémorial, N° 34, Luxembourg, 1883, p. 338-339;
[17] Koltz, J(ean)-P(ierre), Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg, t.2, Luxembourg, 1946, p. 44-57;
[18] Pier, J.P., Bonneweg in Mittelalter und Neuzeit und seine geschichtlichen Beziehungen zu Hollerich, Luxembourg, 1939., p. 82;
[19] Koltz, J(ean)-P(ierre), Baugeschichte… op.cit., t.2, Luxembourg, 1946, p.58-77;
[20] Bosseler, Nic, Von den Anfängen… op.cit., p. 18;
[21] A.V.L., LU IV/1 11 D, N°1159;
[22] En 1888, l'Athénée accueille 768 élèves inscrits dans les deux sections, classique et industrielle (A.N.L., Travaux Publics, N°543). Les cours d'artisanat offerts avant l'ouverture de l'école d'artisans comptent moins de 200 élèves inscrits (THIEL, Marc, Rome ne s'est pas faite en un jour., in 100 Joër Handwierkerschoul, Luxembourg, 1996, p. 38.);
[23] A.V.L., LU IV/1 11 D, N°1154-1157;
[24] Vingt-cinq années au service de la ville de Luxembourg, in Memoriam Gaston Diderich,, Luxembourg, 1946, p. 11;
[25] Lois et règlements grand-ducaux concernant l'enseignement fondamental, in Mémorial A N°187, Luxembourg, 2009, p.2977;
[26] Aschman, Christian, Grodecki, Joanna; Philippart, Robert L., Lëtzebuerg Moderne, Luxembourg, 2013, p. 289;
[27] www.vdl.lu.

Bibliographie complémentaire:
- Aschman, Christian, Grodecki, Joanna, Philippart, Robert L., Lëtzebuerg moderne, Luxembourg, 2013.
- Heiliger, Steve, Von der traditionnellen «Nilles»-Schule zum modernen Mehrzweckzentrum, in Syndicat d'Intérêts Locaux 60e anniversaire, Luxembourg,1991.
- Koltz, J(ean)-P(ierre), Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg, t.3, Luxembourg, 1951.
- Thoma, Jean, Kirchberg- Siechengrund in früheren Zeiten, Luxembourg, 2001.
- Trausch, Gilbert, Robert Schuman dans ses liens avec le Luxembourg en général et Clausen en particulier, Luxembourg, 2001.



Elèves de 6e année d'études (école Aldringen) 1948-1949[3], à partir du bas, de gauche à droite:
- 1e rangée: Marcel Leurs, Paul Dickes, Arthur Klees, Emile Hellers, André Kass, Maurice Hauben, Charles Rippert;
- 2e rangée: Pierre Weber, Paul Eyschen, Roger Sulbout, Pierre Leonard, Jean Mersch, Kurt Siedler, Roger Scheer, Jean-Pierre Wolff, Paul Wennmacher, André Potvin, Pierre Friederes;
- 3e rangée: Paul Mischo, Guy Scharff, Ady Schammo, Jean Schmit, Mathis Wildanger, Ben Fayot, Ernest Delvaux, (?), Georges Ferring, (?);
- 4e rangée: Jean Wagner, Roger Lepage, Klaus Schlüter, Charles Reckinger, Jacques Brausch, Yves Crauser, Guillaume Schanen, Robert Masson, Nicolas Feller, Pierre Zimmer, Marc Ferres.
L'instituteur Edouard Feitler se tient au milieu derrière la 4e rangée.

Ce qu'une photo d'autrefois peut nous apprendre sur la ville d'aujourd'hui

Je regarde souvent la photo de ma classe de 6e année d'études prise en juillet 1948 dans le parc de la ville de Luxembourg sur laquelle sont alignés trente-neuf écoliers. Quatre garçons manquent sur la photo de la classe qui en comptait quarante-trois en tout.

Cinquante et un ans, costume cravate, l'air assuré, mi- sévère mi- souriant, leur instituteur Edouard Feitler est debout au milieu de la dernière rangée, dominant la classe[1]. Le rapport d'autorité est visible; le maître n'avait pas de peine à gérer sa classe et à enseigner sérieusement ses élèves. Mais la décontraction des garçons est également visible; l'air narquois des uns, le sourire de commande des autres, un défi au regard pour certains. Ils allaient bientôt quitter le maître et l'école, les vacances et la grande liberté approchent, une vie nouvelle s'annonce. Des quarante-trois élèves la moitié venait de passer l'examen d'admission à l'enseignement secondaire, les uns pour le LGL, la plupart pour l'Athénée, sis rue Notre-Dame, plus proche pour la plupart de leur domicile.

C'était une classe homogène à tout point de vue, dirait-on aujourd'hui, par opposition à l'hétérogénéité qu'on évoque en parlant de la population scolaire actuelle. Certes, l'âge des garçons se situait entre onze, douze à quatorze ans. Il y avait donc des redoublants quelque part.

Leurs familles étaient bien implantées dans la ville dont certaines depuis longtemps. Elles créaient la richesse de la ville par leurs activités diverses. Le plus grand nombre vivait du commerce et de l'artisanat. On note quelques professions libérales, mais aussi des fonctions dirigeantes, des activités de service comme portier ou huissier, quelques ouvriers. Bref, une belle diversité sociale qui reflétait l'activité économique de ce centre ville et lui donnait son charme et sa vie. Et tous les enfants se retrouvaient à l'école publique!

Les garçons vivaient et évoluaient en ville, la plupart depuis toujours et donc se connaissaient, tous baignaient dans le milieu urbain. Ce pourquoi cette photo m'a interpellé, aussi longtemps que j'étais membre du conseil communal de la ville, ce n'est pas tellement l'activité économique de leurs pères et mères, mais le fait que tous ces garçons habitaient le centre ville. Le relevé des élèves conservé au service de l'enseignement de la ville de Luxembourg[2] confirme en effet que l'école de la rue Aldringer était une vraie école de proximité.

Excepté quelques élèves «excentriques», notion toute relative dans le cas présent! – l'un habitait boulevard de la Pétrusse, un autre boulevard de la Foire, trois au début du Rollingergrund, deux «boulevard extérieur» (boulevard Grande-Duchesse Charlotte), un encore rue Adames – tous les autres avaient des adresses en plein centre. J'en ai relevé quatre à la rue Notre-Dame, cinq rue Louvigny, deux rue Philippe II, un rue des Capucins, deux place Guillaume II, donc au Knuedler, deux place d'Armes, trois rue des Bains, deux à la Porte Neuve, deux rue de la Boucherie, un à la Corniche, un au boulevard Royal, un avenue Pescatore, un rue Aldringer et deux avenue Monterey. On habitait alors partout!

Ce modèle de société urbaine m'a toujours paru harmonieux, par le lien étroit entre activité économique, habitat et vie urbaine. Ce lien s'est de plus en plus distendu depuis lors, pour beaucoup de raisons. Il ne reste pour le centre ville que l'activité économique qui s'arrête dès le début de la soirée. La ville se vide alors et les habitants se font rares. Souvent, elle n'est plus qu'une coulisse pour toutes sortes d'amusements au grand dam de ceux qui s'accrochent.

Ce modèle urbain est-il définitivement passé, objet d'une nostalgie vieillotte?

Il reste qu'il garde pour moi un grand attrait. Les grandes villes les plus intéressantes que j'aime visiter et où j'aimerais habiter sont celles où tous les quartiers, même centraux, sont vivants d'habitants. Je persiste à penser qu'un des grands défis de l'urbanisme moderne est de repeupler les quartiers centraux de notre ville d'une population dense, diverse et implantée dans la durée, d'y mettre au monde des enfants qui y sont élevés, y vont à l'école, y jouent et y circulent, créant ainsi un milieu urbain attrayant et vivable. Le commerce ordinaire y retrouve sa vigueur, à côté du luxe de la ville moderne. L'activité citoyenne de même, comme la vie culturelle qui n'est pas seulement celle des grands noms.

Certes, ce ne sera plus jamais pareil à ce que la photo de mes douze ans révèle au spectateur blasé d'aujourd'hui. Et je sais aussi que le manque de confort et l'étroitesse de l'habitat d'alors ne seraient plus acceptés aujourd'hui bien que certains studios et appartements de notre temps soient aussi exigus sinon plus qu'autrefois.

Mais l'avenir de notre ville exige de réinventer un nouvel urbanisme pour le centre!

Ben Fayot

---

[1] Edouard Feitler, né en 1897 à Arsdorf, est l'auteur d'un livre sur la ville «Luxemburg deine Heimatstadt» qui a connu quatre éditions jusqu'en 1967.

[2] Relevé communiqué grâce à l'obligeance de l'archiviste de la ville Madame Eva-Marie Bange et de Madame Mandy Frisch du service de l'enseignement.

[3] Je remercie Jean-Pierre Wolff et Jacques Brausch de m'avoir aidé à mettre des noms sur 37 des 39 écoliers reproduits.



„Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch“

Lehrerin Monique Adam während des Unterrichts in der Grundschule im Bahnhofsviertel (Rue du Commerce)







„Wo sind Sie denn Lehrerin?“ – „Im Bahnhofviertel.“ Wir laufen gerade an der Nationalbibliothek vorbei und biegen in die *Philippsgaass* ein. „Die Kinder sind über Spritzen aufgeklärt. Immer wieder liegen vor Schulbeginn Spritzen im Schulhof. Es ist schlimm, aber die Lage hat sich etwas gebessert. Auch über Prostitution wissen die Kinder Bescheid,“ fügt Monique Adam ohne Nachfrage hinzu. Nach ein paar Metern finden wir ein ruhiges Café. Während ihrer Arbeitsstunden habe sie genug mit ihren Schülern zu tun, deshalb lehnte sie auch ein Gespräch während der Schulzeit ab. Wer denn noch am Schuldossier für *ons stad* mitarbeite, möchte Monique wissen. „U.a. Christiane Grün, David Angel, Raymond Klein, Ines Kurschat…“ – „Ach ja, Ines Kurschat, mit ihr habe ich mich auch schon mal über die Schulreform unterhalten, aber ich bin nicht ganz mit ihr einverstanden.“ – „In welchem Punkt denn?“

Zum Glück liegen nun Kugelschreiber und Papier griffbereit, denn die sehr gelassen wirkende Lehrerin mit über dreißig Jahren Berufserfahrung beginnt zu erzählen: „In dem der Chancengleichheit. Ich sehe die Entwicklung weniger optimistisch. Mit der Schulreform von 2009 wollte Unterrichtsministerin Mady Delvaux mehr Chancengleichheit erreichen, vor allem durch eine engere Einbindung der Eltern. Auf dem Papier sieht das alles sehr vielversprechend aus, doch in der Realität führt diese Strategie nicht unbedingt zum gewünschten Resultat. So hat die Erfahrung gezeigt, dass Eltern, die sich auch ohne ausdrückliche Nachfrage für den Schulalltag ihrer Kinder interessieren, nun noch öfters konkrete Forderungen stellen, während Erziehungsberechtigte, die ohnehin überlastet sind, sei es mit ihrem Berufsalltag oder wegen mangelnder Sprachkenntnisse, nur sehr allmählich einbindbar sind. Diese Menschen werden verstärkt für die schulischen Schwierigkeiten ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Das ist nicht im Sinne der Chancengleichheit. Zudem stellen Eltern heute manchmal unrealistische Forderungen, wie etwa die gezielte individuelle Betreuung ihres Kindes.“

Monique Adam führt schon seit 1979 Schüler durch den alljährlichen Schulstoff. Zuerst war sie in Remich und Bous tätig, wechselte jedoch vor dreißig Jahren in die Stadt Luxemburg.

Sie bedauert zudem, dass der geregeltere Austausch mit den Eltern um den „Bilan“, wie er nach der Reform eingeführt wurde, auch mit sich gebracht hat, dass die Treffen mit den Eltern weniger spontan und eben nicht nach Bedarf stattfinden. Und da mehr Zeit eingeräumt wird, um die Kompetenzbewertung einzelner Kinder zu besprechen, führe das dazu, dass das Gespräch sich auf Leistungseinschätzungen reduziere.

Fakt ist auch, dass sich durch den gesellschaftlichen Wandel das Verhältnis zwischen Eltern und Lehrpersonal verändert hat. Dazu Monique Adam: „Das liegt vor allem an der Tatsache, dass sich heute jeder für kompetent hält, bei allem und jedem mitzureden.“

„Die Drohung seitens der Eltern, einen Anwalt anzuheuern, war früher eher seltener.“

Nach einem Schluck Café meint sie auch, die Evaluation der Kinder könnte willkürlicher scheinen als vor der Reform, als es noch Punkte gab. Die neuen Kompetenzraster legen eine vorgegebene Entwicklung der Fähigkeiten fest. Auf dieser Entwicklungsleiste soll nun jedes Kind im Rahmen seiner Fähigkeiten bewertet werden. Dabei werden die Leistungen der Schüler nur noch begrenzt an Hand von Tests evaluiert. Und: „Die Drohung seitens der Eltern, einen Anwalt anzuheuern, war früher eher seltener.“

Früher hätte die Gesellschaft auch noch mehr Respekt vor Lehrern gehabt. Vor allem während der Reform 2009 seien Aussagen wie „das Lehrpersonal soll mal was arbeiten“ zu lesen gewesen. Zwar waren sie nie direkt an Monique Adam gerichtet, sondern kursierten im Internet. Laurence Janot-Bergugnat und Nicole Rascle schreiben in ihrem Buch „Le stress des enseignants“, dass gerade das gesellschaftliche Klischee vom Lehrerberuf – hohe Gehälter, wenig Arbeitsstunden, dreimal mehr Urlaub als normale Sterbliche – und eine allgemeine Desinformation über die verschiedenen Aufgaben der Lehrer, gekoppelt mit einer steigenden Erwartung, diese zunehmend unter Druck setzt.

Was viele nicht sehen, ist die Arbeit, die außerhalb der Schulzeit anfällt, wie Prüfungen verbessern, Tests auswerten, Material einkaufen, Unterrichtseinheiten





vorbereiten usw. „Zudem ist heute vieles bürokratischer geworden. Wenn man früher etwas später von einem Ausflug zurück kam, gab man den Kindern einen Zettel für die Eltern mit. Heute muss man hingegen drei bis vier Institutionen anschreiben,“ bedauert Monique Adam. Auch der „Plan de réussite scolaire“ wurde bürokratischer. Dass sich die Schule spezifische Ziele vorgibt und einen Aktionsplan entwickelt, wie diese erreicht werden sollen, erhöht lediglich das Ausmaß an administrativer Arbeit. Die Verwaltung des „Comité d’école“ wurde ebenfalls bürokratisiert: Eine unangenehme Nebenwirkung dieses Verwaltungsimperativs ist leider auch, dass das Konkurrenzdenken unter Kollegen zugenommen hat: Viele wollen möglichst oft im Rapport erwähnt werden, so Monique Adam.



Schulreform im Prinzip gut, aber verbesserungswürdig

Per Telefon führte ich ein zweites Gespräch mit einem meiner ehemaligen Lehrer. Er ist etwas anderer Meinung. Chancengleichheit könne die Schule sowieso nicht erreichen, meinte er. Was sie optimieren sollte, sei die Chancengerechtigkeit, will heißen, die Benachteiligung von Schülern aus sozial schwachen Familien sollte möglichst begrenzt werden. Auch den „Bilan“ erachtet er als den richtigen Ansatz, wenngleich er verbesserungswürdig ist. Denn bei den Treffen für die Besprechung des „Bilan“ entstehe ein wertvolles Gespräch über den Lernprozess des Kindes und nicht nur über Leistungseinschätzungen.

Und er meinte auch, man solle nicht zu einseitig nur über Eltern reden, die mit dem Anwalt drohen, denn dies würde die komplexen Dynamiken im Austausch zwischen Eltern und Lehrern verschleiern. „Jahrelang hat die Institution Schule Eltern möglichst wenig eingebunden. Zudem habe ich erlebt, dass Eltern Angst hatten, sich an das Lehrpersonal zu wenden, da sie sich von Pädagogen herablassend behandelt fühlten.“

Die Frage sei also nicht, ob die Treffen früher spontaner stattgefunden hätten, sondern ob es überhaupt zu einem Austausch zwischen Eltern und Lehrern kam. Außerdem habe das Konkurrenzdenken unter Lehrern nicht unbedingt zugenommen. „Die Kollegialität ist in den verschiedenen Schulen ganz unterschiedlich. Wenn Lehrer aufgefordert werden, mehr zusammen zu arbeiten, wird der Raum für potenzielle Meinungsverschiedenheiten zwangsläufig größer, als wenn jeder sein eigenes Süppchen kocht. Aber Methoden wie *Team Teaching* haben sich an manchen Schulen durchaus bewährt und dazu geführt, dass diese an einem Gesamtkonzept gearbeitet haben – ein Bereich, über den noch immer nicht genug diskutiert wird.“ Gewiss nähme die Bürokratisierung von Abläufen viel Zeit in Anspruch, aber vor der Reform wurden überhaupt keine Berichte geschrieben, und ob das wirklich besser war, sei eher zu bezweifeln.

Monique Adam indes ortet das goldene Zeitalter der Schulen in den achtziger Jahren in der Stadt Luxemburg, weil diese damals eine Vorreiterrolle bei der Einführung besserer Betreuungsstrukturen für die Schüler übernahm. Durch eine enge Zusammenarbeit mit den Lehrervertretern war es gelungen, eine Schulorganisation aufzustellen, die möglichst nahe an den Bedürfnissen der Schulen und ihrer Schüler ansetzte: „Durch die Einführung des Kontingents an Unterrichtsstunden, die zunehmende Bürokratisierung, die Schließung der ‚classes d‘accueil‘ wurden diese Errungenschaften zum Kippen gebracht.“

Vor allem Unruhe und Zeitdruck würden heute den Schulalltag prägen: „Seit 2010 wurden die zur Verfügung gestellten Unterrichtseinheiten verkürzt. Jetzt werden zeitweise zwei Klassen zusammengeschlagen, daher herrscht während einiger Unterrichtsstunden soviel Unruhe, dass Unterrichten kaum noch möglich ist. Auch deshalb, weil die „classe d‘accueil primo arrivant“ – eine separate Klasse für Schüler, die keine der drei offiziellen Sprachen Luxemburgs beherrschen – durch den „cours d‘accueil“ ersetzt wurde. Im Klartext: Diese Schüler wandern vom regulären Unterricht zu speziellen Kursen und wieder zurück. Sie lernen so zügiger Luxemburgisch, aber die Sprachen Deutsch und Französisch leiden erheblich, und der Unterricht kommt schleppender voran.“

Als wir das Lokal verlassen, sagt mir Monique Adam, dass sie noch vier bis fünf Jahre unterrichten werde. Angesichts der zunehmenden Bürokratisierung, meint sie, sehe sie der Zukunft der Schule wenig optimistisch entgegen.

Stéphanie Majerus







Guy Hoffmann

«Veilchen und Vergissmeinnicht, alle Kinder setzen sich»

Je vais à l'école, j'y apprends la phrase: Emile apporte le café. Et j'apprends ce que de drôles de têtes, *talking heads*, pensent nous enseigner. Lire et écrire d'abord dans un lettrage tout en courbes que l'on va tenter de maîtriser. Il faut un beau coup de plume, ni trop rapide, ni trop lent que la queue des j, des g réussisse, une certaine assurance pour qu'elles touchent la ligne du bas, sans déborder. Une sorte de patinage artistique, *art on paper*, un certain panache. Faire macérer la plume en métal dans l'encre, éviter de tacher, jauger combien d'encre suffirait pour le nombre de caractères, tirer la langue au-dessus des unités de mesures.

A l'école, nous étions agglutinées comme des chauves-souris, attendant la nuit pour prendre l'envol. Nous griffions une ardoise d'un stylet qui se rompait, l'ardoise aussi pouvait se fendre. Cela rendait l'apprentissage des lettres fragile ou un peu précieux. Les maîtresses étaient gentilles, portaient des jupes qui sentaient le coton sec et repassé, s'enduisaient d'eau de Cologne ou de crème Nivea. Elles nous faisaient lire des textes allemands où il était question de pommes, de noix, rien de percutant, mais des descriptions de jardins ou de paysages, une certaine douceur, en général, qui m'apaisait. A faire ricaner les écureuils. Un autre enfant aura appris qu'une maîtresse s'était cassé la figure dans le couloir, dérapant sur le carrelage, un événement exclusif, les maîtresses ne tombaient jamais, l'enfant n'y ayant pas assisté se sentit un peu contrarié. Le soin qu'il aurait fallu porter au chemin de l'école resta, heureusement, à l'abri des mirettes contrôleuses. C'était bien entendu le lieu de toutes les rencontres, des singeries, des secrets ou des rigolades infinies pour pas grand-chose, mais qui débarrassaient de l'inconfort rigide du banc d'école, ou des odeurs de chewing-gum à la cannelle, mêlées de crayons taillés. (C'est moi qui pète et lui qui pue). Chiper le bonnet de Machin qui en avait les joues rouges et pleurnichait qu'il allait se faire gronder, laisser dépasser l'éponge de son sac pour qu'elle sèche, éponge toujours un peu moisie qui servait à laver l'ardoise. Le cartable en cuir véritable, matière raisonnable et protectrice a été, au fil des ans, converti en outre à bretelles, brodée de Mokba, sans forme, pour laisser les devoirs chez Papa, alors qu'on dormait chez Maman. Mais revenons aux éponges qui, elles, portaient toutes les phrases effacées, l'échelle des altitudes, les profils en long des affluents du Var, des multiplications, divisions ou théorèmes, il était donc juste et bon, que cette éponge jouisse de certaines faveurs. D'abord, elle remplissait bien la main. Elle n'était pas un animal contrairement à ce que les images de fonds marins prétendaient, elle était une institution. Nous devinions combien elle avait dû s'investir. Quelqu'un parmi les rangs des apprentis avait la charge d'aller *Schwammsichen*. Un honneur ou en tout cas une responsabilité d'aller voir le concierge en blouse grise, chef d'éponge, qui remettait avec sérieux cette brique caoutchouteuse qui servira aussi de projectile mouillé, à plusieurs reprises avec une froide perplexité, traversée par une onde d'énergie invisible et disparaître. Comme un décorateur, l'enseignant la place dans un seau en plastique.

Ai-je dit que l'eau était noire?

Monsieur,

L'inattention et la distraction de ma fille ne justifient pas deux punitions en cinq jours. Une mère a voulu défendre le *children's corner*, améliorer l'appréciation du corps enseignant: l'ennui en fut si grand qu'il fit taire les plaintes. Aujourd'hui on dit dans les classes, *Hey Lehrer, hast 'nen geilen Arsch!* Avant, Monsieur, barrait de rouge la phrase maternelle, disant, je n'aime pas du tout que vous vous preniez pour juge de mes sanctions prises envers mes élèves. Vous gaspillez votre temps, avec d'épais points d'exclamations. Preniez pour juge s'écrase, en silence rabat, Joffer Weyrich disait avant la sociologie ou la sophrologie *verdroot iech*. Savait-elle où se cachent les fleurs, lorsque l'hiver, plein de furie, de la plaine et de la prairie efface les vives couleurs? Sûrement. Car elle distribuait de ces images où les nains s'entretenaient avec les champignons et les écorces d'arbres. Et aussi Kremer Jules qui faisait lire l'écume des jours. Entre les deux, sans feinte, ni paresse, combien de fois a-t-on fait ce chemin?

Nous faisions aussi des travaux d'aiguille et ce qui s'appelle de l'éducation physique, dans une salle propre à cet effet. La personne chargée de ce cours portait un sifflet autour du cou et en main, un tambourin, tendu d'une jolie matière claire, la peau d'un ange vraisemblablement. Elle y donnait des coups de baguette pour que nous répétions le pliage de genou, quand nous n'allions pas à la piscine barboter sur du carrelage turquoise. Tandis qu'au cours de musique, dans les classes messines, après quelques définitions des ensembles vocaux, on se mettait à réciter: avec ses 4 dromadaires Don Pedro d'Alfaroubeira courait le monde et l'admira. Il fit ce que je voudrais faire si j'avais quatre dromadaires. *(Extrait du bestiaire du cortège d'Orphée, poème de Guillaume Apollinaire, musique Francis Poulenc)*

Anne Schmitt



Guy Hoffmann

Das „Neie Lycée“ heißt seit seinem Umzug nach Mersch "Ermesinde Lycée".

Vom „Neie Lycée“ zum „Lycée Ermesinde“

Porträt eines alternativen Schulsystems

Bewertung ohne Noten, Schulprogramm und Stundenplan in Eigenregie, Schüler, die ihren Lehrern beim Unterrichten helfen: Im „Lycée Ermesinde“ in Mersch scheint die Schule Kopf zu stehen.

Rein äußerlich unterscheidet sich der Gebäudekomplex neben dem Bahnhof in Mersch nicht von dem einer traditionellen Schule: kastenförmige graue Bauten, gespickt mit zahlreichen Fenstern, an deren Unterseiten grüne, blaue, gelbe und rote Fassadenelemente farbige Akzente setzen. Dorthin zog das „Neie Lycée“ während der Weihnachtsferien 2011/2012, gemeinsam mit seinem neuen Nachbarn, dem „Lycée technique pour professions éducatives et sociales“.

Gleichzeitig erhielt es seinen neuen Namen: „Lycée Ermesinde Mersch“ (*LEM*).

Eigentlich ist der Standort Mersch des einstigen „Neie Lycée“, das im Herbst 2005 in Luxemburg-Stadt seine Tore öffnete, eher ein Zufall. Es war klar, dass der Fertigbau auf dem ehemaligen Paul Wurth-Gelände in der *Rue de l’Acierie* in Hollerich nur ein Provisorium sei. Eine vorübergehende Bleibe für eine Sekundarschule mit neuartigem Konzept. Doch die Suche des Bildungsministeriums nach einem geeigneten Bauland oder einem alternativen Gebäude in der Stadt Luxemburg blieb lange ergebnislos. Dann bot sich der damaligen Bildungsministerin Mady Delvaux-Stehres plötzlich die Gelegenheit, das Gelände der Bauernzentrale in Mersch zu erwerben. So fiel der Entschluss, das „Neie Lycée“ außerhalb der Hauptstadt zu verlegen.



Direktor Jeannot Medinger war maßgeblich an der Gründung des „Neie Lycée“, das er seit 2005 leitet, beteiligt.



Oben: Fabienne, Francisca und Sarah versprechen dem beigeordneten Direktor Mehmed Özen, ihre Besucher zügig durch ihre Schule zu führen. Nachmittags müssen sie nämlich rechtzeitig zum Unterricht erscheinen.

Unten links: Am Kiosk in der Eintrittshalle des „Lycée Ermesinde" verkaufen die Schüler Waren, die sie in den hauseigenen Betrieben hergestellt haben.

Unten rechts: Das hauseigene Café „Gëlle Fra" ist sowohl Ausbildungsort als auch eine beliebte Begegnungsstätte im „Ermesinde Lycée".





Guy Hoffmann

Von der *LYCOPA* zur Gründung des „Neie Lycée"

Doch zurück zur Entstehungsgeschichte des „Neie Lycée". Die Idee zu einer Sekundarschule mit einem neuartigen Ausbildungs- und Erziehungskonzept basierte ursprünglich auf privater Initiative. Der damalige Mathematiklehrer und heutige Direktor des *LEM* Jeannot Medinger war mit dem Prinzip des traditionellen Schulsystems nicht mehr einverstanden. Er bemängelte, es würde mit Nachhilfeunterricht und „Remediation" Energie in die Schwächen statt in die Stärken der Schüler gesteckt werden. Ebenso befand er, die Orientierung der Jugendlichen in diese oder jene Ausbildungsrichtung beruhe darauf, ihre Schwächen zu umschiffen, statt ihre Stärken zu unterstreichen.

Im Jahr 2000 gründete Jeannot Medinger zusammen mit ein paar gleichgesinnten Partnern die Vereinigung ohne Gewinnerzweck *LYCOPA (Lycée coopératif et participatif)*. Am 3. Mai 2001 lud die *LYCOPA* zu einem öffentlichen Diskussionsforum in die Räumlichkeiten des ehemaligen „Centre Universitaire" auf Limpertsberg ein. Thema der Veranstaltung war: „Was bleibt nach der Schule? Worauf kann man bauen?" Redner waren drei Gäste aus Frankreich: der Informations- und Kommunikationswissenschaftler Bauduoin Jurdant, die Erziehungswissenschaftlerin Michèle Kirch und die Mathematikerin und Pädagogin Stella Baruk. Die gut besuchte Veranstaltung erregte die Aufmerksamkeit des Verbandes der Elternvereinigungen – und die der politisch Verantwortlichen. Mehr noch: alle interessierten Parteien luden im Vorfeld der Legislativwahlen 2004 die Vertreter der *LYCOPA* zu sich ein, um, wie es Jeannot Medinger ausdrückt, „Ideen für ihr Wahlprogramm zu sammeln". Als er mit seinem alternativen Schulkonzept bei der LSAP vorstellig geworden sei, hätte sich Frau Mady Delvaux-Stehres das Projekt der *LYCOPA* zu eigen gemacht – ein Umstand, den die Betroffene selbst so beschreibt: „Uns hat das Projekt gut gefallen. Wir hatten vor, es umzusetzen, falls wir in die Regierung kämen. Mit einer anderen Partei im Bildungsministerium hätte das wohl nicht geklappt. Ich hatte mich schon weit in das Projekt engagiert, bevor ich in die Regierung kam!"

Mit dem Gesetz vom 25. Juli 2005 wurde das Vorhaben dann Realität. An dessen Ausarbeitung waren die Vertreter der *LYCOPA* maßgeblich beteiligt. So entstand „eine postprimäre Pilotschule, die es zur Mission hat, ihren Schülern einen ganzheitlichen Unterricht mit erzieherischer Betreuung anzubieten." Laut Artikel 4 werden neben den Sprachen und der Mathematik die Fächer „Kunst und Gesellschaft", „Werteunterricht", „Wissenschaft und Technik" sowie „Sport und Gesundheit" unterrichtet – Fächer also, die es in Sekundarschulen bis dahin nicht gab. In anderen Worten: das „Neie Lycée" hat per Gesetz die Autonomie erhalten, seine Programme selbst zu gestalten. Das gleiche gilt für den Stundenplan. Gemäß Artikel 6 soll er die Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Erziehern im Rahmen des pädagogischen Konzepts der Schule fördern.

Eine Verpflichtung ist jedoch geblieben: die Schüler müssen die durch großherzogliches Reglement bestimmten „Kompetenzsockel" erreichen.

2005, 2013: Ein Zeitsprung von Hollerich nach Mersch

Inzwischen haben die Schüler der ersten zwei Abiturjahrgänge die einstige „Pilotschule" verlassen – eine davon ist Rebecca Entringer, die zur Zeit Publizistik und Kommunikation in Wien studiert. Zusammen mit ihren rund 160 Mitschülern fühlte sie sich im neueröffneten „Neie Lycée" in der *Rue de l'Acierie* in Hollerich anfangs als „Versuchskaninchen", obwohl ihre Mutter sehr überzeugt vom neuen Schulangebot war. Doch Rebecca erkannte bald, dass es „Außenstehenden" schwer fiel, sich mit ihrer neuen Schule anzufreunden. Anfangs verunsicherte sie diese Skepsis. Doch dann lernte sie, das „Anderssein" ihrer Schule zu akzeptieren – mehr noch, ein gesundes Selbstbewusstsein daraus zu entwickeln.

An Selbstbewusstsein fehlt es Francisca, Sarah, Caroline und Fabienne nicht. Sie sind Schülerinnen einer achten Klasse (6e) und haben sich bereit erklärt, uns über die Mittagszeit durch *ihr* „Lycée Ermesinde" zu führen. In der räumlich großzügig gestalteten Eingangshalle machen wir einen kurzen Halt am Kiosk. Richtig nett sieht er aus, wie eine Verkaufstheke aus der Zeit der Tante Emma-Läden. Dort verkaufen Schüler Waren, die in der Küche, im Holzatelier oder in der Nähstube hergestellt wurden. Zurzeit sind Weihnachtsschmuck und Plätzchen im Angebot. Der Kiosk und das benachbarte Café „Gëlle Fra" sind zwei Betriebe, die zum hauseigenen Unternehmen „Management, Handel und Marketing" gehören. Jeder Betrieb verwaltet sein eigenes Budget – Gewinne und Verluste werden innerhalb des Unternehmens ausgeglichen. Die Angestellten sind Schüler, unter der Leitung





Die Schüler haben ein vielfältiges Ausbildungsangebot in den „Unternehmen“ des „Ermesinde Lycée“: Architekturwerkstatt, Musikstudio, Holzatelier, und Zirkusschule.





von Erwachsenen, die außerhalb der Schule Erfahrung in dem Bereich gesammelt haben, in dem sie hier arbeiten. Geld verdienen die Jugendlichen hier nicht: Was nach gut bezahltem Freizeitjob aussieht, ist Bestandteil der Ausbildung am *LEM*.

Wir hätten uns gerne noch einen Cappuccino im einladenden Café gegönnt, doch Sarah drängt uns, weiterzugehen. Sie möchte uns das Archiv der persönlichen Arbeiten *(travaux personnels)* der Schüler zeigen. Darauf ist sie besonders stolz. Schülerarbeiten, die wie Bücher ganze Regale in der Bibliothek füllen – das gibt es an anderen Schulen nicht. Hier schon. In einem großen hellen Raum, in dem es verboten ist, laut miteinander zu reden. Schweigend zieht Sarah ein Exemplar aus einem Regal und blättert es durch. Es handelt von Pferdezucht. Die Autorin hat einen Hof besucht und Fotos von den Stuten und ihren Fohlen gemacht. Der Text sieht nach Lehrbuch aus – recherchiert hat sie ihn womöglich in Fachbüchern oder im Internet.

Als wir uns noch etwas umsehen, entdecken wir reihenweise ausrangierte Schulbücher. Sarah jedoch hatte uns am Eingang der Bibliothek zugeraunt: „Wir haben keine Schulbücher!“ Vielleicht hätte sie hinzufügen müssen „im Schulranzen“. Die Lehrer arbeiten nämlich nicht mit festgelegten Büchern. Sie stellen ihre Unterrichtsmaterialien aus unterschiedlichen Quellen zusammen. Die Schulbücher sind demnach Nachschlagewerke. Besonders für Schüler, die als Hilfslehrer fungieren.

Aber dazu kommen wir später. Jetzt müssen wir weiter. Zur Architekturwerkstatt. Einem Raum, der so groß ist, dass er zwei Klassenzimmer fassen könnte. Riesige Schränke mit unzähligen Schubläden täfeln die Wände. Tische. Stühle. Holzlatten und Klinkersteine säuberlich gestapelt. Einige Schüler packen eben ihre Sachen zusammen. Der Lehrer schaut sich ein Modell an – es ist der Schulgarten, mit Ziegenstall und Bienenstock. So ist er geplant. Jetzt gilt es, die richtigen Baumaterialien auszusuchen. Wir überlassen das dem Spezialisten und ziehen weiter. Immer weiter. Malerei, Skulptur, Zirkusakrobatik, Musik, Friseurhandwerk, Chinesisch, Nähen, Photographie und Film – was man nicht alles hier lernen kann! Und zwar unabhängig davon, in welcher Klasse man ist. In den Betrieben arbeiten die Schüler nämlich querbeet durch alle Altersgruppen und Unterrichtstypen, ob klassisch oder technisch.

„Wir haben keine Schulbücher.“

„Hier lernt man, am Ende eines Schuljahres, selbst ein Buch zu schreiben!“

Steht die Schule im „Lycée Ermesinde“ Kopf?

Großzügige Ausstattung, abwechslungsreiche handwerkliche Tätigkeiten – ist das der Grund, weshalb Zwölfjährige sich das „Lycée Ermesinde“ aussuchen? Wir fragen nach, und zwar bei den 25 quirligen Schülern einer siebten Klasse. Sie wissen ganz genau, weshalb sie sich für das Konzept ihrer Schule entschieden haben. Sehr verlockend war für sie der Stundenplan mit seinen drei täglichen 90-minütigen Unterrichtseinheiten und der langen Mittagspause. Obwohl – „Pause“ ist für die unterrichtsfreien drei Stunden über Mittag nicht das richtige Wort. Während der Hälfte dieser Zeit müssen die Schüler nämlich eigenverantwortlich an kollektiven oder stillen Lerneinheiten teilnehmen oder in den hauseigenen Betrieben arbeiten. Alles in allem zieht sich der Schultag mit diesem Pensum bis 16.20 Uhr hin. Was daran verlockend sein soll, wird ersichtlich, als Bemerkungen fallen wie:

„Meine Freundin ist im ‚Lycée Robert Schuman‘. Sie hat immer viele Hausaufgaben. Wenn sie einen Test hat, lernt sie am Vorabend sogar bis 23 Uhr!“

„Wir haben nur drei verschiedene Fächer an einem Tag, mit längeren Pausen dazwischen als an anderen Schulen.“

„Wir haben in der Schule Zeit, unsere Hausaufgaben zu machen.“

Hausaufgaben, die eigentlich „Schulaufgaben“ heißen müssten? Also keine Arbeit mehr nach der Schule? Das sieht ein aufgeweckter Junge so:



Oben: Ein Schüler bespricht den Aufbau seiner persönlichen Arbeit (travail personnel) mit seinem Tutor.

Unten links: Alternativer Unterricht, gepaart mit moderner Technik: "Hilfslehrer" Jean erklärt seinen Mitschülern eine Mathematikaufgabe. Seine Handgriffe werden vergrößert an die Wand projiziert.

Unten rechts: Ein Schulrestaurant, in dem Essen Spaß macht: Die Mahlzeiten sind lecker und jederzeit vorrätig, die Warteschlangen kurz und die Plätze an den Tischen völlig ausreichend.





Guy Hoffmann

„Wenn du deine Hausaufgaben nicht während der Lernzeit in der Schule erledigst, heißt das, dass du dort geschwänzt hast. Dann musst du das eben zu Hause nachholen!"

Einige Schüler schwärmen auch vom „großen Schulrestaurant" und dem „guten Essen". Es stört sie nicht, dass sie bis zur zehnten Klasse, der sogenannten 4e, nicht auswärts essen dürfen: „So lernen wir, gesund zu essen. Nicht immer nur Döner oder ähnliches!"

Das Konzept seiner Schule resümiert ein etwas zurückhaltender Junge mit zwei Sätzen, die bei den „Tagen der offenen Tür" gesagt wurden. Sie haben ihm offenbar sehr gefallen: „An anderen Sekundarschulen lernt man aus einem Buch. Hier aber lernt man, am Ende eines Schuljahres selbst ein Buch zu schreiben!" Drei weitere Schüler drücken die grundlegenden Unterschiede zum traditionellen Schulsystem folgendermaßen aus:

„Hier bekommst du keine Punkte, wie zum Beispiel 39. Es ist nicht so schlimm, wenn jemand sagt ‚das ist nicht so gut', als wenn deine Note mit einer 3 beginnt."

„Ich mag es, dass in den Betrieben die Schüler von der ‚7e' bis zur ‚1ère' gemischt sind, denn die Großen haben mehr Erfahrung als wir. Sie sind eigentlich so wie zweite Lehrer."

„In der siebten Klasse fragt dein Tutor dich gleich, was du später erreichen möchtest. Dann sagt er dir, wo es sinnvoll ist, dich zu engagieren. Er berät dich auch bei deiner persönlichen Arbeit."

„Engagement" ist ein Wort, das im „Lycée Ermesinde" ganz groß geschrieben wird. Jeder Schüler muss sich in mehreren Fächern und Betrieben verpflichten. Das soll ihm helfen, seine Stärken gezielt zu fördern.

Wie das in der Praxis abläuft, erfahren wir in einer Mathematikstunde, die Tom Goedert an einer „5e CLA", also einer neunten Klasse des klassischen Unterrichts, hält. Der junge Mann arbeitet seit fünf Jahren am *LEM* – hier hat er seine Lehrerausbildung gemacht und seine Nominierung erhalten.

Heute steht eine Einheit Geometrie an. Die Schüler sollen zwei praktische Probleme lösen:

„Wie bestimme ich den Schwerpunkt meines Geodreiecks?"

„Wohin muss man ein Haus bauen, wenn es auf gleicher Entfernung zu den Sendemasten in Hesperingen, Bettemburg und Frisingen stehen soll?"

Sophie probiert, ihr Geodreieck auf einem Stift ins Gleichgewicht zu bringen. Jean hingegen kennt schon die mathematische Antwort zum Problem. Er hat sich für dieses Thema engagiert – sprich, er hat die Übungen schon im Vorfeld gelöst und muss sie jetzt seinen Mitschülern erklären.

So tritt er an einen Tisch am Fenster, über dem eine kleine Kamera fixiert ist. Er hantiert mit Bleistift und Geodreieck, um die entsprechenden Linien zur Bestimmung des Schwerpunktes eines abgebildeten Dreiecks zu zeichnen. Seine Handgriffe werden vergrößert an die Wand über der Tafel projiziert. Gleichzeitig beschreibt er, was er da tut.

Mehrere Schüler haben gleich verstanden, wie man vorgehen muss. Sie haben ihre Zeichnung fast zeitgleich mit Jean fertig. Dann machen sie sich gemeinsam mit ihrem Hilfslehrer an das Problem mit den Sendemasten. Sophie aber hat noch immer nicht verstanden, weshalb der Schwerpunkt eines Geodreiecks nicht ebenso zu bestimmen ist, wie der Punkt, der auf gleicher Entfernung zu drei Sendemasten liegt.

Jean begibt sich zu ihrem Tisch und wiederholt die mathematischen Begriffserklärungen – ein erstes Mal, ein zweites Mal. Doch Sophie schüttelt nur den Kopf. Daraufhin sagt Jean: „Das musst du dir einfach so merken!"

Lehrer Goedert, der ebenfalls dabei war, auf individuelle Fragen der Schüler zu antworten, wird auf die beiden aufmerksam und kommt hinzu. Er ist es dann, der Sophie eine Antwort gibt, mit der sie zufrieden ist.

Alternatives Schulsystem ohne Vorreiterfunktion

Werden diese Unterrichtsmethoden bis zur Abiturklasse angewandt? Wir haben einen Mathematiklehrer und eine Französischlehrerin gefragt, ob wir an ihrem Unterricht teilnehmen dürften. Beide hatten nichts dagegen, aber sie haben uns darauf hingewiesen, dass an den oberen Klassen (*cycle supérieur*) ähnlich unterrichtet und bewertet wird als an traditionellen Sekundarschulen auch. So haben wir den Unterricht geschwänzt. Was wir uns allerdings nicht entgehen lassen wollten, war die Möglichkeit, ältere Schüler zu fragen, wie sie den Übergang von der Quarta zur Tertia empfunden haben. ▶

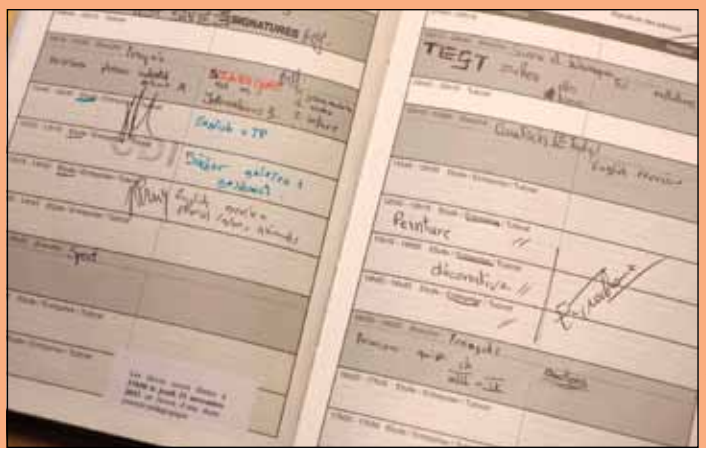
Links: In den unteren Klassen wird viel Wert auf Gruppenarbeit gelegt.

Oben rechts: An den oberen Klassen unterscheidet sich der Unterricht kaum von dem, wie er an traditionnellen Sekundarschulen gehalten wird.

Unten rechts: Die Agenda ist der ständige Begleiter jedes Schülers. Dort notiert er nicht nur, was er im Unterricht gelernt hat, sondern auch, an welchen Ausbildungs- oder Lerneinheiten er über Mittag eigenverantwortlich teilgenommen hat.







Guy Hoffmann

Da gab es viel Lob:

„Es ist normal, dass sich die Arbeit und der Zeitdruck von der Tertia bis zur Prima steigern. Aber wir waren in den unteren Klassen gut auf das Stressmanagement vorbereitet worden."

„Wir werden hier nicht nur auf die Abschlussklasse vorbereitet, sondern auch auf das, was danach kommt."

„Das Beste an dieser Schule ist die Orientierung. In meinem Bewerbungsschreiben an das ‚Neie Lycée' habe ich als Zwölfjähriger geschrieben, ich hätte eine Vorliebe für Wissenschaft. Natürlich habe ich dann meine erste persönliche Arbeit über Albert Einstein gemacht. Mit der Zeit sah ich aber dann dank meiner Tutoren, dass Wissenschaft doch nicht so mein Ding ist."

Doch auch kritische Stimmen:

„Ab der Tertia war der Unterricht strukturierter. Vorher wusste man nie so recht, was zu lernen war."

„Da wir im Untergrad kein striktes Programm hatten, gab es später Wissensunterschiede in der Klasse, je nachdem was der eine oder andere in seinem Unterricht gesehen hatte. Das mit dem Programm müsste etwas strenger gehandhabt werden."

„In den unteren Klassen braucht man nur die Hälfte der Fächer zu bestehen – die anderen kann man einfach so mit weiterschleppen. Auf der Tertia hat es mich dann in Französisch kalt erwischt: ich hatte ein Nachexamen."

Nun, wir drücken diesem und allen andern Schülern die Daumen, dass es dieses Jahr ohne Nachexamen klappt. Vielleicht ist es ja auch beruhigend für sie zu hören, dass die vier ehemaligen Schüler, die wir befragt haben, sich gut auf ihr Studium oder ihren Berufseinstieg vorbereitet gefühlt haben.

Zum Schluss wollten wir noch wissen, inwiefern das „Lycée Ermesinde" in der Vergangenheit das Versuchslabor des Bildungsministeriums war, wenn es um die Ausarbeitung von Schulreformen ging.

Jeannot Medinger sagt: „Ich glaube nicht, dass Bildungsministerin Delvaux sich von unserem Schulkonzept hat inspirieren lassen!"

Mady Delvaux-Stehres hingegen: „Wenn etwas gut in einem alternativen Schulsystem funktioniert, sollen andere Schulen auch davon profitieren können!"

Als Beispiele nennt sie das Tutorat, die Teamarbeit der Lehrer und den persönlichen Kontakt mit den Eltern, beim Aushändigen der Zeugnisse. Doch sie fügt an: „Ich habe Angst, das Lycée Ermesinde mit der Vorreiterfunktion zu überlasten!"

Aber vielleicht reitet das „Lycée Ermesinde" auch manchmal hinter den traditionellen Sekundarschulen her. In die Schwächen der Schüler wird nämlich mittlerweile auch Energie gesteckt. Sie heißt nur nicht „Nachhilfe", sondern „Fachspezifische Zentren". Dort können Schüler sich Hilfe holen. Ganz eigenverantwortlich.

Christiane Grün

Steckbrief

	Schüler	*Lehrer*	*Spezialisten in den Betrieben*	*Erzieher (Schule)*	*Erzieher (Internat)*	*Klassen*	*Besonderheiten*
Neie Lycée (Stand 15.09.2005)	*180*	*27*	*12*	*5*	*0 kein Internat*	*7e – 5e classique, technique, préparatoire.*	*Ganztagesschule, obligatorische Präsenz der Schüler (8 – 16.20 Uhr) und der Lehrer (12 Stunden über ihre Unterrichtszeit hinaus)*
Lycée Ermesinde (Stand 15.09.2013)	*584*	*70*	*19*	*12*	*8 gemeinsames Internat mit benachbarter Schule*	*7e – 5e classique, technique, préparatoire. 4e – 1e classique, Sektionen A, B, C, D, G*	



Klatschen für den Klatschmohn

Oder wie „Feierblumm a.s.b.l." die luxemburgische Filmszene aufmischte

Im Lycée Ermesinde in Beringen-Mersch treffen sich junge und weniger junge Filmbegeisterte mit oder ohne Erfahrung in regelmäßigen Abständen, um ihrer Liebe zum Kinomachen nachzugehen. Hier ist jeder willkommen, kann in unkomplizierter Manier über aktuelle oder zukünftige Filmprojekte diskutieren, eigene Ideen einbringen oder einfach nur zuhören, was sich denn so im No-Budget-Sektor tut. So sind in den vergangenen Jahren rund 50 Projekte mithilfe von „Feierblumm a.s.b.l." entstanden, von Kurzfilmen über Videoclips, audiovisuelle Ausstellungen bis hin zur bisherigen Krönung des Ganzen – dem überraschenden, aber keineswegs unverdienten Publikumserfolg von „Heemwéi", der auch den einen oder anderen Luxemburger Produzenten aufhorchen ließ.

Fotos: © Feierblumm

Im Centre National de l'Audiovisuel kommt mir Sacha Bachim entgegen – seine Augen leuchten. Eben wurde sein erster abendfüllender Spielfilm „Heemwéi" in beiden Sälen des Ciné Starlight vor rund 140 Schülern aus Düdelingen und Umgebung gezeigt. Die Jugendlichen, die kurz zuvor die Treppe herunter polterten, unterhielten sich angeregt über das gerade Gesehene. Kino fasziniert halt immer noch, selbst dann, wenn es einem sozusagen als Schullektion „aufgezwungen" wird.

„Wie ist denn die Diskussionsrunde am Ende der Vorführung ausgefallen", will ich von Sacha wissen. „Wie waren die Fragen, die dir von den Jugendlichen gestellt wurden?" Er sei sich nicht ganz sicher, ob die allererste Frage ernst gemeint war oder nicht – einer der Schüler erkundigte sich nämlich nach dem Wohlbefinden der Schauspieler, die im Film ja reihenweise und manchmal auf ziemlich brutale Weise das Zeitliche segnen. Der Fragesteller habe wohl die Lacher auf seiner Seite gehabt, doch danach habe die Diskussion sich schnell auf das Wesentliche fokussiert, auf die historischen Hintergründe der Geschichte und deren pazifistische Botschaft.

Kein Wunder, dass Sacha Bachim mehr als zufrieden ist, denn die 140 jungen Zuschauer, die sich eben während neunzig Minuten intensivsten zweiten Weltkrieg zu Gemüte führen durften, bringen ihn und seine 180 Mitstreiter wieder einen Schritt näher an ihr Traumziel von 10000 zahlenden Zuschauern heran. In acht Wochen Utopolis und bei jeder Menge Vorstellungen in den anderen Kinos des Landes kamen sage und schreibe 9500 Kinokarten zum Verkauf. Das sind Zahlen, von denen manche Luxemburger Produktionen oder Koproduktionen, die mit einer weitaus großzügigeren Finanzierung ausgestattet waren, nur träumen können. „Nächste Woche sollen noch einmal 140 Schüler in Düdelingen hinzukommen," strahlt Sacha Bachim weiter, danach, sobald die Auswertung in den regulären Kinos beendet ist, lägen mehrere Anfragen für Vorführungen in Kulturzentren vor, die es auch zu bewältigen gilt. Und dann kommt ja noch die Auswertung auf DVD, von der man sich durchaus noch einiges erwarten darf, so der 30jährige Sacha, der immer noch strahlt wie ein Honigkuchenpferd.

Der leicht ergraute Journalist, der Sacha Bachim gegenüber steht, erinnert sich an die Anfänge des „Luxemburger Films", als die Männlein und Weiblein der AFO mit einem 16mm-Projektor und ihren ersten Spielfilmen Woche für Woche durch das Ösling tingelten und es auf (aus heutiger Sicht) astronomische Kartenverkaufszahlen brachten. Und genau diese Taktik verfolgt auch die „Feierblumm a.s.b.l.", die ihren Film mit einem Enthusiasmus vermarktet, von dem professionelle Produzenten sich eigentlich ein Stück abschneiden









sollten, denn Filme, die mit viel Geld produziert werden, sollten womöglich auch gesehen werden. Sollten!

Dass der Weg zu der überaus erfolgreichen Kinoauswertung sich allerdings zu einer unendlichen Geschichte und einem sich über fünf Jahre hinziehenden Spießrutenlauf entwickeln sollte, daran hatten die Mitglieder von „Feierblumm“ wohl nicht gedacht, als sie im verregneten Sommer 2008 mit den Dreharbeiten zu „Heemwéi“ begannen. „Das Team wurde im Lauf des Drehs immer größer,“ erzählt Sacha, „Woche für Woche gesellten sich neue Filmenthusiasten hinzu, so dass die Mitarbeiterzahl auf sage und schreibe 180 anwachsen sollte“. Mit einem Budget von 25000 Euro für einen abendfüllenden Spielfilm, der im Zweiten Weltkrieg spielt und auch noch spektakulär sein sollte, kann man sich natürlich keine großen Sprünge erlauben, weshalb auch alle – von den Technikern bis hin zu den Schauspielern und dem Komponisten der Filmmusik – bei „Heemwéi“ ihre Arbeiten unentgeltlich verrichteten. Eine erste Ernüchterung kam damals, als man aus budgetären Gründen nicht alle Szenen, die man laut Drehbuch brauchte, drehen konnte, was die Verantwortlichen für Bildschnitt vor schier unlösbare Aufgaben stellen sollte. Nachdem man sich Rat von professionellen Schnittspezialisten holte, war es mehr als fünf Jahre nach Drehbeginn endlich soweit, dass man einen fertigen Film vorliegen hatte.

Allerdings war es damit noch nicht getan – immerhin galt es, den Film zu vermarkten und in die Kinos zu bringen. Beim *Film Fund* stieß man lange Zeit auf taube Ohren, und überhaupt einen Gesprächstermin bei der großen einheimische Kinokette zu ergattern, war auch alles andere als Zuckerschlecken. Dann wollte man das Team auf eine Mitternachtsvorstellung und einige Vorführungen mit reduziertem Eintrittspreis vertrösten, was natürlich nicht dem Sinn der Sache entsprach. Zwischendurch bemühte sich die „Feierblumm a.s.b.l.“ allerdings selbst, um Sponsoren aufzutreiben, was ihnen auch gelang, mit dem Resultat, dass man sich einen „Medienplan“ ausdenken und sich eine Werbekampagne leisten konnte, die es sogar bis auf die Rückseite einiger Busse schaffte. Und mit einer Unmenge an Plakaten, Flugblättern und Stickern überklebte man gleich das ganze Land. Selbst am Marlene-Dietrich-Platz in Berlin klebten einige dieser Dinger!

Als dann die einheimische Presse sich fast unisono mit zum Teil begeisterten Artikeln hinter den Film stellte und die Druckerschwärze in rauen Mengen zu fließen begann, dämmerte es wohl manchem im oberen Kämmerlein, dass „Heemwéi“ mehr als nur ein bunt zusammengeflickter Amateurfilm ohne das geringste Zuschau-

erpotential sei. Und dann wurde der Film auch noch als Kandidat für den besten Spielfilm beim „Lëtzebuerger Filmpräis“ nominiert, was natürlich einem Ritterschlag gleichkam. Der Rest ist dann, nach fast 10000 verkauften Kinokarten, wie Humphrey Bogart damals in John Hustons „Der Malteser Falke“ sagte, „der Stoff aus dem die Träume sind.“

Sacha Bachim ist natürlich der allererste, der einräumt, dass „Heemwéi“ nicht nur „sein“ Film ist. Ohne den Einsatz, die Hingabe und die unendlich langen Arbeitsstunden der 180 Mitglieder von „Feierblumm a.s.bl.“ hätte es den Film in dieser Form nie gegeben. Eine Werbekampagne ebenfalls nicht, denn der Enthusiasmus der Plakatkleber und Facebook-Einpeitscher hält unvermindert an. Grund genug nachzufragen, was sich eigentlich hinter der Klatschmohn-Initiative versteckt, die 2005 als lose Vereinigung von den Gründungsmitgliedern Sacha Bachim, Albert Engstfeld, Claude Kremer und Frenz Biver ins Leben gerufen wurde. Damals galt es, eine keineswegs rigide Struktur zu bilden, die es erlaubte, Filmprojekte außerhalb des professionellen Sektors zu realisieren, so genannte No-Budget-Filme und dafür zu sorgen, dass die Filme auch zur Aufführung gelangten. Unterstützung fand man (und findet man immer noch) beim Service National de la Jeunesse, der „Heemwéi“ tatkräftig, wenn auch mit bescheidenen Mitteln unter die Arme griff. Vom Kulturministerium gibt es jedes Jahr eine kleine finanzielle Unterstützung, mehr aber auch nicht.

Ein erstes Projekt, der mit 5000 Euro budgetierte Tarantino-Verschnitt „Who‘s Quentin“, kam bereits 2005 in einer Mitternachtsvorstellung im Utopolis zur Aufführung und wurde ein Jahr später auf DVD vermarktet. Da sich immer mehr junge Menschen für das unorthodoxe Projekt begeisterten und auch angehende Mitglieder der einheimischen Filmszene zu ihnen gesellten, von denen nicht wenige mittlerweile im professionellen Sektor in Luxemburg ihr Brot verdienen, mauserte sich der anfangs belächelte Klatschmohn im Lauf der Zeit zu einer regelrechten pädagogischen Initiative.

Sacha Bachim, dessen nächstes Projekt die eigene Heirat ist, hat vorerst keine konkreten Filmpläne. Er hofft allerdings, dass der Erfolg von „Heemwéi“ und das damit einhergehende Medieninteresse etwas mehr Entgegenkommen und Verständnis seitens des Kulturministeriums für die unorthodox-pädagogische Initiative bedeutet. In einem Land, wo die doch so wichtige Medienerziehung an den Schulen eher ein Dornröschendasein fristet, wäre es eigentlich an der Zeit, dass der Klatschmohn, den „Feierblumm a.s.b.l.“ gesät hat, so richtig aufblüht.

Jean-Pierre Thilges









SEKUNDARSCHULREFORM



Guy Hoffmann

ALLE REDEN DAVON

Sekundarschulreform, Kompetenzunterricht, Partizipation – wie sehen das eigentlich die Schüler? Was wissen sie überhaupt darüber? Wie sehen sie sich und ihre (zukünftige) Rolle in der Gesellschaft? Finden sie, dass die Schule sie auf ihr späteres Leben vorbereitet? Wir haben uns die Mühe gemacht und vier Schüler und Schülerinnen zu Wort kommen lassen.



*„Ich hatte schlechte Lehrer.
Das war eine gute Schule."*

Arnfrid Astel



Yasha



Guy Hoffmann

Rong Rong

„Schulreform? Ja, davon reden alle. Aber was das genau ist, weiß ich auch nicht." Es ist Mittagspause im Lycée Michel Rodange. Draußen ist Frühling, viele Schüler sind in T-Shirts unterwegs, einige sitzen vor der Schule in der Sonne. Das Michel Rodange ist nicht die schönste Schule im Land. Ein braungrauer Betonklotz, erbaut in den Sechzigern, der heutzutage eher an ein Gefängnis als an einen Ort der Bildung erinnert. Ein wenig heruntergekommen, verbraucht sieht die Schule aus. Sie wirkt nicht so klinisch wie andere Teile des Campus Geesseknäppchen, wie das Alima, das nicht minder einem Gefängnis ähnelt, dafür aber sauberer und moderner aussieht. Nicht so herrschaftlich und erdrückend wie das Kolléisch. Das Michel Rodange hat Charme, trotz seiner bröckelnden Fassade. Unter Schülern ist die Schule für einen eher entspannten Umgang mit ihren Zöglingen bekannt.

Yasha ist Schüler einer 2e D (Ökonomie). Er ist 17 Jahre. „Ich weiß, dass es bei der Reform darum gehen soll, die Sektionen abzuschaffen. Aber viel mehr weiß ich davon nicht." Die Schüler haben Mittagspause. Vier Schüler sind im Klassensaal geblieben, um über Schule und Schulreform zu reden. Eine gute Gelegenheit, ihnen ein bisschen auf den Zahn zu fühlen und zu erfahren, wie viel die eigentlich Betroffenen vom Thema wissen und was sie davon halten. „Unser Lehrer war heute Morgen im Radio und hat über die Reform gesprochen." Ihr Lehrer ist Präsident einer Lehrergewerkschaft. „Er ist nicht so überzeugt von der Reform" sagt Ayora, 17, Schülerin derselben Klasse. „Ich glaube, nach der Reform sollen Unterrichtsfächer wie Latein an Wichtigkeit verlieren. Wahrscheinlich ist er deswegen dagegen", rätselt sie. „Vielleicht geht es auch um den Kunstunterricht, ich habe gehört, der soll auch weniger wichtig werden", sagt Joey, 18, Schüler einer 2e B (Mathematik). Viel scheinen die Schüler nicht über die Schulreform zu wissen. Eine Meinung zu und Kritik an der aktuellen Schulorganisation haben sie trotzdem. ▶

„Während meines neunjährigen Eingewecktseins an einem Augsburger Realgymnasium gelang es mir nicht, meine Lehrer wesentlich zu fördern."

Bertolt Brecht

„Das würde zu einer Ghettoisierung führen“

Änderungsbedarf sehen alle: „Es kann nicht sein, dass man auf A keine Mathematik mehr hat und dann nicht mehr überall studieren kann“ meint Joey. „Mit einer Première müsste man überall angenommen werden können. Sonst muss man schon auf 4ième wissen, was man später machen will. Wir wissen das jetzt noch nicht!“ Sektionen abschaffen? Das ist für die vier Interviewpartner eine Option. „Es ist ja auch nicht gerecht, dass manche weniger Unterrichtsfächer haben als andere“ meint Ayora. „Das ist auch für die Betroffenen nicht gut.“ Joey fügt dem hinzu: „Man müsste schon zwischen verschiedenen Schwerpunkten entscheiden können. Aber trotzdem sollten verschiedene wichtige Fächer bis zum Ende für alle beibehalten werden.“ Die Schule an den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Schüler ausrichten? „Das finde ich schon in Ordnung“ meint Joey. „Es kann ja nicht sein, dass jemand, der eigentlich intelligent und lernfähig ist, nicht die Möglichkeit bekommt, eine Première zu machen, weil er in einer Sprache nicht stark genug ist.“ Eine Aufteilung der Schüler nach Sprachenkriterien lehnen alle vier Schüler ab. „Das würde nur zu einer Ghettoisierung führen“ meint Yasha. „Dann gäbe es Klassen, die nur aus Luxemburgern und solche, die nur aus frankophonen Schülern bestehen würden. Das ist doch Blödsinn.“

Die Schüler haben auch etwas von Bewertung der Lehrer gehört. „Das wär nicht schlecht. Wir haben Lehrer, die überhaupt nichts tun, die müsste man bewerten können. Nicht die Schüler müssten sie bewerten können, aber irgendeine Form von Bewertung wäre nicht schlecht.“ Ayora ergänzt ihn: „Es gibt aber auch andere Lehrer, die sehr viel arbeiten. Aber es stimmt, einige sind nur Lehrer wegen des Lohns und der Ferien. Das ist nicht gut.“ Yasha erklärt: „Es gibt echt Lehrer, die überhaupt keine Ahnung von Pädagogik haben, die nichts erklären wollen.“



Ayora



Guy Hoffmann

Daniel Reding

„Zu strenge Lehrer sind nie beliebt“

Ein guter Lehrer? „Muss Autorität haben, aber auch nicht zu streng sein“, findet Yasha. „Man muss normal mit ihm reden können, er muss Verständnis haben. Es gibt Lehrer, die kommen, lesen einen Text aus einem Buch ab und gehen wieder, sobald es klingelt“, meint Ayora. „Es gibt aber auch Lehrer, die für die Schüler da sind, die Fragen beantworten und einem weiterhelfen. Das sind gute Lehrer.“ Autorität ist für Joey eher etwas Natürliches. „Es gibt einfach Lehrer, die das drauf haben. Die kommen rein, und die Klasse ist still.“ – „Und trotzdem sind sie beliebt“ ergänzt Yasha. „Es gibt nämlich auch Lehrer, die krampfhaft versuchen, autoritär zu sein. Zu strenge Lehrer sind nie beliebt.“ Für Joey ist es wichtig, dass der Lehrer sich für die Schüler interessiert. „Manchen Lehrern ist es egal, wenn die Hälfte der Klasse ungenügende Noten hat, und man kann manchmal den Eindruck gewinnen, als ob ihnen das Spaß machen würde. Aber das ist doch nicht der Sinn des Ganzen!“ – „Es gibt im zweiten

„Ein Schulmeister hat lieber zehn notorische Esel als ein Genie in der Klasse, und genau betrachtet, hat er ja recht, denn seine Aufgabe ist es nicht, extravagante Geister heranzubilden, sondern gute Lateiner, Rechner und Biedermänner.“

Hermann Hesse



Joey



Guy Hoffmann

Trimester noch einige Lehrer, die die Namen ihrer Schüler nicht kennen", fügt Ayora hinzu. Rong Rong, 17, 2e D, hat sich bisher nicht bemerkbar gemacht. Jetzt nickt sie energisch: „Das ist doch nicht normal!"

Ob die Schule auf das spätere Leben vorbereitet? „Ich fühle mich nicht wirklich vorbereitet", meint Yasha. „Hier bekommt man eigentlich eher die Instrumente vermittelt, die man später anwenden kann. Praktisches aber bekommt man nicht mit auf den Weg." – „Das Wichtige ist in der Schule eigentlich die Methodik, die man lernt", ergänzt ihn Joey. Auf das gesellschaftliche Leben als mündiger Bürger fühlen sich die Schüler nicht vorbereitet. „Wir haben zwar *Instruction civique*, aber erst auf 2e. Uns fehlt so ein Fach", kritisiert Ayora. „Es ist nicht so, als ob wir uns nicht für Politik und Gesellschaft interessieren würden. Aber hier bleibt wenig Raum dafür." Yasha erklärt warum: „Wir haben 30 Stunden Schule die Woche. Dazu haben wir noch einiges an Hausaufgaben zu erledigen, und wir müssen uns auf Prüfungen vorbereiten. Außerdem haben wir ja auch noch ein Leben nach der Schule, treiben Sport, haben Freunde. Da kommt die politische Bildung einfach zu kurz." Rong Rong nickt wieder. Joey bemängelt: „Klar versuchen wir, auch mal eine Zeitung aufzuschlagen und informiert zu bleiben. Aber in der Schule selber wird wenig über Politik diskutiert. Die Schulreform betrifft ja eigentlich uns, aber wir wissen viel zu wenig darüber." Ayora pflichtet ihm bei, was die Schulreform angeht. Allgemein hat sie aber eher Positives zu berichten: „Es wird immer mehr versucht, den Schülern das gesellschaftliche Leben näherzubringen. Es gibt öfter mal Konferenzen oder Rundtischgespräche im Forum, an denen die Schüler sozusagen ‚freiwillig gezwungen' teilnehmen. Mich interessiert das."

„Keine Lust, den ganzen Tag in der Schule zu verbringen"

„Es gibt nicht viele Möglichkeiten, sich als Schüler in die Schulorganisation einzubringen, über die Sachen, die uns betreffen, mitzuentscheiden" sagt Joey. „Aber wir haben dafür eigentlich auch nicht die Zeit." Ganztagsschule ist aber keine Option für Yasha. „Ich will auch noch ein Leben neben der Schule haben, zum Sport gehen und meine Freunde treffen. Ich habe keine Lust, den ganzen Tag in der Schule zu verbringen." Einen Kritikpunkt teilen die vier Schüler: „Es gibt zu viele Hausaufgaben. Wir müssen für Prüfungen lernen und nebenbei noch fast jeden Tag Hausaufgaben erledigen. Es gibt Lehrer, die prinzipiell jedes Mal Hausaufgaben geben. An sich sind Hausaufgaben ja in Ordnung, aber die Lehrer sprechen sich nicht ab, und oft sind die Schüler überfordert." Ob es daran was ändern würde, wenn die Schüler sich stärker einbringen könnten. „Wahrscheinlich schon, weil wir das ja am Besten einschätzen können", mutmaßt Ayora. Yasha ist anderer Meinung: „In der Theorie klingt das gut, aber die Frage ist, ob die Schüler das nicht zu sehr ausnutzen würden. Dazu müssten dann nur die seriösen Schüler befragt werden." Seine Schulkameraden lachen. Sie scheinen Yasha nicht zur letzten Kategorie zu zählen. „Doch, eigentlich bin ich seriös. Also, auch nicht zu sehr, so etwas dazwischen halt."

Die Schule mehr auf die Bedürfnisse der Realwirtschaft ausrichten? „Natürlich wäre es schön, wenn man wüsste, dass man nach dem Lyzeum sicher einen Job bekommt. Aber wie will man das anstellen?" fragt Joey. „Das Risiko besteht, dass man nicht mehr das machen kann, was man will" ergänzt ihn Yasha. Für ihn und seine Schulkameraden ist die Zukunft eher ungewiss. Ayora erklärt: „Heute Morgen waren Leute vom *Cedies* in der Schule, um uns über unsere Möglichkeiten nach der Première aufzuklären. Auf die Frage, was man denn studieren müsste, um nachher einen Arbeitsplatz zu kriegen, hatten sie keine Antwort." Joey wird noch konkreter: „Uns wurde gesagt, auch die besten Wirtschaftsexperten könnten noch nicht voraussagen, wie die Lage auf dem Arbeitsmarkt in zehn Jahren wäre." Yasha sagt: „Man sagt uns dauernd, die Lage sei schwierig." – „Uns wird jetzt schon Angst gemacht", fügt Ayora hinzu. „Ich habe schon ein wenig Angst" meint auch Joey. „Davor, zu studieren, Geld dafür auszugeben, Schulden machen zu müssen, und dann doch keine Arbeit zu finden." Auch die Anderen pflichten ihm bei. Konkrete Berufspläne hat keiner der Schüler. „Es ist schwierig, Pläne zu schmieden, wenn man nicht weiß, wie die Zukunft aussieht"

David Angel



Régime préparatoire des Lycées Techniques du Centre

„Hier wollen alle Schüler es schaffen“

Mir gegenüber sitzt die sechzehnjährige Neiva Tavares Furtado von den Kapverden. Im Rahmen der Familienzusammenführung kam Neiva im Alter von elf Jahren von der Insel Santiago direkt nach Luxemburg, wo sie nach einem von der *CASNA (Cellule d'accueil scolaire pour élèves nouveaux arrivants)* durchgeführten Evaluationstest in eine so genannte *classe d'accueil* des *Lycée Technique du Centre* orientiert wurde. Die *CASNA* untersteht dem Unterrichtsministerium und hilft den Erstankömmlingen *(primo arrivants)* bei der Orientierung in die einzelnen Lyzeen des Großherzogtums.

Wie die meisten im Rahmen von Familienzusammenführungen emigrierten kapverdischen Kinder und Jugendlichen sprach Neiva bei ihrer Ankunft in Luxemburg ausschließlich portugiesisch und kreolisch, so dass sie erst einmal Französisch lernen musste, um sich in der Folge ins luxemburgische Schulsystem zu integrieren. Mit Hilfe eines äußerst motivierten Lehrers, der zudem der portugiesischen Sprache mächtig war, schaffte sie es innerhalb eines Jahres, Kompetenzen im Französischen zu erlangen, die ihr das Fortsetzen ihres Studiums in einer *7e modulaire francophone* erlaubten. Nach der *8e modulaire* wechselte sie in eine *8e polyvalente*. Zurzeit besucht sie eine *9e polyvalente francophone* in der Annexe des *Lycée Technique du Centre* auf Kirchberg.

Schüler werden motiviert

Auf unsere Frage, ob es ihr im *LTC* gefalle, erwidert die sympathische junge Dame, im Gegensatz zu den Kapverden würden die Lehrer hierzulande die Schüler motivieren, ihnen entgegenkommen und – falls nötig – den Unterrichtsstoff mehrmals und mit unterschiedlichen Mitteln erklären. Das Klima in der Klasse sei super und alle Schüler wollten es schaffen, nächstes Jahr eine *secondaire technique*-Klasse zu besuchen. Sie selber hege den Berufswunsch, Krankenpflegerin zu werden. Sie würde sich gerne um kranke und ältere Menschen kümmern und sie würde sich sehr darüber freuen, wenn sie dieses Jahr ein Praktikum in einem Alters- oder Pflegeheim absolvieren dürfe.

Neiva unterstreicht, dass man nicht mit verschränkten Armen in seiner Ecke sitzen bleiben und sich selber bedauern dürfe. Vielmehr müsse man alles daran setzen, um schulisch weiterzukommen und den Beruf zu erlernen, für den man sich wirklich interessiere. Die Eltern und die Lehrer spielten eine große Rolle bei der Motivation. Ab und zu komme ihr zu Ohren, dass der Modularunterricht von Außenstehenden als „Eselsschule“ betitelt würde. Das würde ihr persönlich sehr wehtun und falls sie, wie auch andere Schüler, zeitweilig eine Modularklasse besuche, dann wäre das einzig und allein daraufzurückzuführen, weil sie den sprachlichen Forderungen des Luxemburger Schulsystems nicht nachkommen würde.

Hausaufgabenhilfe, Förderkurse und kulturelle Aktivitäten

Gilbert Hopp, seit 2011 Direktionsbeauftragter im *régime préparatoire* des *LTC*, kann die Einstellung seiner Schülerin zum Unterricht nur begrüßen. „In der Tat sind die meisten der etwa sechzig Lehrer, die in der Annexe Kirchberg rund 460 Schüler in Modularklassen, *classes polyvalentes* und *classes pratiques* unterrichten, sehr motiviert und versuchen, den Schülern so viel Hilfe wie möglich anzubieten. Als Beispiele zitiert Gilbert Hopp die Hausaufgabenhilfe, von der rund sechzig Kinder Gebrauch machen, kulturelle Aktivitäten wie beispielsweise gemeinsame Theaterbesuche und so genannte Förderkurse in den Fächern Französisch, Englisch, Luxemburgisch und Mathematik, die nach der regulären Schulzeit angeboten und derzeit von rund achtzig Schülern besucht werden. „Wir versuchen so viel wie möglich aus unseren Schülern rauszuholen und ihr Selbstvertrauen zu stärken“.

Der Modularunterricht oder *régime préparatoire* ging aus dem früheren Komplementarunterricht hervor. Durch Gesetz vom 3. Juni 1994 wurden die Komplementarklassen, zeitweilig auch „siwent, aacht an néngt Schouljoer“ genannt, der Verantwortung der einzelnen Gemeinden entzogen und in den technischen Sekundarunterricht integriert. Die auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg verteilten Komplementarklassen wurden fortan dem *LTC* und



Neiva Tavares Furtado



Gilbert Hopp

dem *LTB (Lycée Technique de Bonnevoie)* angegliedert. Später kamen weitere Lyzeen auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg hinzu, die Modularklassen anboten.

Gründe für die Reform des *régime complémentaire* gab es eigentlich mehrere, wie Lucien Kerger, zeitweilig Direktor des *ISERP*, danach Doyen der Fakultät Humanwissenschaften der Universität Luxemburg und bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2012 Vizerektor der hiesigen Universität, präzisiert. Zum einen verlangte die Ausbildung zu einzelnen Berufen ein immer größeres technisches Basiswissen, dem die Komplementarklassen nicht mehr gerecht werden konnten. Zum anderen ging die Zahl der Schüler im *régime complémentaire* nach der Einführung der Berufsausbildung im technischen Sekundarunterricht von durchschnittlich 4000 in den siebziger Jahren auf etwa 1500 Anfang der neunziger Jahre zurück. Die Eltern wehrten sich gegen eine Orientierung ihrer Kinder in den Komplementarunterricht und versuchten, dieselben mit allen Mitteln in technischen Lyzeen unterzubringen. Die Komplementarklassen hingegen wurden von Kindern besucht, die meist einen Migrationshintergrund hatten und deren Eltern keinerlei berufliche Qualifikation hatten. Für *primo arrivants* bestand überhaupt keine Empfangsstruktur. In der Folge wurden diese ebenfalls in die *classes complémentaires* orientiert. Auch waren die Kinder in den einzelnen Gemeinden in zum Teil sehr bedürftigen Strukturen untergebracht.

Das durfte nicht so weitergehen, und so arbeitete Lucien Kerger, der übrigens am Anfang seiner langjährigen und erfolgreichen Karriere selber als Lehrer im *régime complémentaire* tätig war, mithilfe vieler Lehrerkollegen sowie Mitarbeitern des Unterrichtsministeriums an einem Gesetzprojekt, das eben die Auflösung der *centres complémentaires* und die Angliederung besagter Klassen in die Strukturen der einzelnen *lycées techniques* vorsah. Lucien Kerger verheimlicht nicht, dass das Vorhaben des Unterrichtsministeriums anfangs bei vielen Lyzeumsdirektoren auf Widerstand stieß und die Lyzeen überhaupt nicht auf diese Art von Schülern vorbereitet waren.

Lernschwache Kinder fördern

„Die Reform des *complémentaire* umfasste zwei Prinzipien", so Lucien Kerger. Zum einen stellten wir uns nicht die in klassischen Lyzeen verbreitete Frage „Was können die Kinder nicht?", sondern fragten uns „Was können die Kinder bereits?" Zum anderen versuchten wir das Programm in Module zu fraktionieren, damit auch lernschwache Schüler eine Chance haben, um zu ihrem Ziel zu kommen. Allerdings kann das länger dauern, weil eben nicht jeder in Mathematik, Deutsch und Französisch gleich schnell vorankommt. Das Modulsystem beschert den Schülern Erfolgserlebnisse, statt dass sie wegen einer Ungenügenden in Mathematik ein ganzes Schuljahr inklusive Sprachen, naturwissenschaftliche Fächer usw. wiederholen müssen.

Die Reform des *régime complémentaire* hatte auch den Vorteil, dass das Programm auf Landesebene koordiniert wurde. Bis dato hatten die einzelnen *centres complémentaires* ihr eigenes Programm und die Leistungen der Schüler waren auf Landesebene nur schwer vergleichbar.

Nach der Reform von 1994 ging es darum, ein den Bedürfnissen der Modularschüler gerecht werdendes Programm auszuarbeiten und die Lehrerschaft auf die neuen Herausforderungen vorzubereiten. Was das Programm betrifft, so wurde dieses nicht vom Unterrichtsministerium, sondern von den im Modularunterricht arbeitenden Lehrern und Lehrerinnen selbst ausgearbeitet. Der Lehrerschaft wurden zudem eine ganze Reihe berufliche Weiterbildungsmaßnahmen, die in Zusammenarbeit mit den Universitäten Namür und Lüttich organisiert wurden, vorgeschlagen.

Programm trug der Realität nicht Rechnung

Kritisch über das Programm äußert sich der ehemalige Lehrer Pol Tousch, der über dreißig Jahre Erfahrung, zuerst im Primärschulunterricht, dann im *complémentaire* und ab 1994 im *régime modulaire* hat. „Die Reform des *complémentaire* war von seiten des Ministeriums viel zu theoretisch geplant worden und trug der Realität auf dem Terrain nicht genügend Rechnung." Als Beispiel nennt Pol Tousch das Programm im Deutschen, das hauptsächlich auf Grammatik ausgerichtet war, was bei Schülern mit einem portugiesischen Migrationshintergrund nicht funktioniert. „Schwache Schüler können überhaupt nichts mit Begriffen wie Deklination der Adjektive, Stammzeiten, Beugung der Substantive und dergleichen mehr anfangen. Mit derartigen Schülern müssen unkomplizierte Texte gelesen werden, die der Aktualität Rechnung tragen. Die Konversation muss gefördert und es muss mit allen möglichen Mitteln gearbeitet werden, damit die Schüler eine Sprache verstehen und auch sprechen können."

Pol Tousch glaubt, dass das Ministerium die *Complémentaire*-Schüler einfach zu hoch bewertet und mit Lyzeumsschülern verglichen hat. Auch unterstreicht der pensionierte Lehrer, dass im Gegensatz zu dem, was oftmals behauptet wird, Deutsch nicht die Wurzel allen Übels sprich schulischen Misserfolgs bei Kindern mit Migrationshintergrund sei. Eine Alphabetisierung auf Französisch würde das Problem nur vergrößern, da die Franzosen das Lesen global erlernen würden, während die Deutschen Buchstabe für Buchstabe erarbeiten würden. Während der Zeit, wo die Globalmethode in Luxemburg im Unterrichtsweisen praktiziert wurde, sei die Zahl der Dyslexien drastisch gestiegen.

Die Behauptung, dass Modularschüler undisziplinierter seien als Schüler aus klassischen Lyzeen, lässt Pol Tousch nicht gelten. „Je nach Stadtviertel gab es wohl große Unterschiede. Allerdings muss man sagen, dass die Disziplin auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg zunahm, als die einzelnen *centres complémentaires* den Lyzeen angegliedert wurde."

Pol Tousch spricht sehr positiv von seiner ehemaligen Tätigkeit als Lehrer, und man kann durchaus schlussfolgern, dass sein Beruf gleichzeitig auch seine Berufung war. „Ich verspürte nie Langeweile in meinem Beruf und bedauerte es auch nie, Lehrer geworden zu sein. Ständig hatte ich neue Herausforderungen zu bewältigen, musste ich mich anpassen oder umstellen oder hatte neue Ideen. Ich kam mir immer vor wie ein Fernsehmoderator, der sein Publikum für seine Show begeistern muss, ansonsten er abgesetzt wird. Den Begriff *burnout* kenne ich nicht. Der Unterricht musste interessant sein, für die Schüler wie auch für mich."

Pol Tousch erinnert sich an seine Zeit, wo er mit Zeichenunterricht betraut war. „Ich schlug den Schülern vor, dass wir uns



Guy Hoffmann

Andrea Zhingri

mit moderner Malerei auseinandersetzen sollten, und mein Kursus begeisterte die Jugendlichen dermaßen, dass viele Schüler nachmittags daheim Zeichnungen produzierten und tags darauf mit in die Schule brachten.

Dass alle Schüler in einem Lyzeum motiviert sind und schulisch weiterkommen wollen, ist zwar der Wunsch eines jeden Direktors, entspricht jedoch nicht der Realität. Pol Tousch unterstreicht, dass es seit jeher so genannte Musterklassen mit lernwilligen Schülern, aber auch lernunwillige Klassen gibt, bei denen es halt schwieriger ist, ein gutes Lernresultat zu erreichen.

Lernwillige und lernunwillige Schüler

Diese Bestätigung erhalten wir auch von Andrea Zhingri, einer 24-jährigen Ex-Schülerin des *LTC*, die ihr Studium erfolgreich abgeschlossen und vor zehn Monaten einen Schönheitssalon in Differdingen eröffnet hat. Die aus Ecuador stammende Andrea stieß immer wieder auf Lehrer, die ihr Bestes getan haben, um sie zu motivieren und ihr Lerntalent zu fördern. Allerdings fühlte sie sich in den wenigstens Klassen wohl, weil die meisten Schüler überhaupt keine Lust hatten zu lernen. Sie glaubt denn auch, nie richtig in die Klassen integriert gewesen zu sein.

Andrea kam mit dreizehn Jahren im Rahmen der Familienzusammenführung nach Luxemburg. Im Gegensatz zu Neiva wandten weder sie noch ihre Mutter sich ans Unterrichtsministerium, da keiner der beiden über Französisch- oder Englischkenntnisse verfügte. Die hübsche Ecuadorianerin wurde ohne Evaluationstest sofort in den Modularunterricht in Differdingen orientiert, wo sie nach einer *7e accueil* und einer *8e modulaire* eine *8e d'insertion* besuchte. Alsdann kam sie in eine *9e régime technicien* im *LTC* und absolvierte nach einer kurzen Schwangerschaftspause eine *10e* und *11e commerce*.

Den eigentlichen Motivationsschub erhielt Andrea im *SPOS (Service de Psychologie et d'Orientation Scolaire)* des *LTMA*. „Eines Tages wandte ich mich an den *SPOS*, um mich über die beruflichen Möglichkeiten im Modularunterricht zu informieren. Man gab mir zu verstehen, dass die Module in der Tat meinen Fähigkeiten angepasst seien und ich sehr wenig Berufsauswahl hätte. Das machte mich derart wütend, dass ich es unbedingt schaffen wollte. Ich wollte aus dem Modularunterricht raus kommen, einen ehrbaren Beruf erlernen, und das ist mir auch schlussendlich gelungen."

Mit Stolz erzählt Andrea, dass sie noch mit vielen ehemaligen Lehrern in Kontakt geblieben und ihnen dankbar für die vielen guten Ratschläge ist. Eines Tages sei ihre Klassenlehrerin zu ihr gekommen und habe ihr zugeflüstert „Ich fühle, dass du nicht glücklich bist". Diese Frau sei zu einer Art Vertrauensperson für sie geworden und habe viel zu ihrem Lernerfolg beigetragen.

Luxemburgisch erlernen

Andrea unterstreicht die Wichtigkeit, die luxemburgische Sprache zu erlernen. Leider habe man in seinem beruflichen und familiären Umfeld nur selten die Möglichkeit, luxemburgisch zu sprechen. Auch sei das Niveau der von den Gemeinden angebotenen Luxemburgischkurse nicht immer den reellen Fähigkeiten der Schüler angepasst. So versuche sie denn, mit ihren Kindern luxemburgisch zu sprechen, Freunde zu finden, mit denen sie sich auf luxemburgisch verständigen kann und sich mit Hilfe von Büchern weiterzubilden.

Neiva ist sich auch bewusst, dass ihre Berufschancen in einer Klinik oder in einem Altersheim ohne Luxemburgisch-Kenntnisse wesentlich geringer sind. Deshalb glaubt sie, dass es sinnvoll ist, zusätzlich zum Luxemburgischunterricht im *LTC* Sprachkurse zu besuchen, beispielsweise im *Institut national des langues*.

Gilbert Hopp weist darauf hin, dass im *LTC* seit zwei Jahren in sämtlichen frankophonen Klassen wöchentlich vier Stunden Luxemburgisch auf dem Programm stehen. „Zuerst sollen die Erstankömmlinge sich die französische Sprache aneignen, unmittelbar danach sollen sie luxemburgisch lernen. In internen Versammlungen mit der Lehrerschaft heben wir immer wieder die Wichtigkeit des Luxemburgischen im Berufsleben hervor. In den neunten Klassen simulieren unsere Schüler in Zusammenarbeit mit der *ALJ (Action locale pour Jeunes)* Telefongespräche mit Personalchefs auf luxemburgisch."

In punkto Zusammenleben bedauert der Direktionsbeauftragte des *LTC*, dass die Modularschüler nicht in sämtlichen Lyzeen gut integriert sind. „Im *Lycée technique du Centre* hat der Integrationsprozess allerdings gut geklappt. Die Modularschüler fühlen sich nicht wie Aussätzige, da wir in unserem Gebäude sowohl Modularklassen als auch Klassen des *enseignement secondaire technique* untergebracht haben."

Die Reform erlitt wesentliche Einschnitte

Lucien Kerger kritisiert, dass die Umsetzung der Reform des *régime complémentaire,* so wie im Gesetz von 1994 beschrieben, eine ganze Reihe Einschnitte erlitt. Unter anderem verweigerte die staatliche Finanzkommission während über zehn Jahren die Einstellung von Erziehern, welche die aus einem schwierigen sozialen Umfeld stammenden Jugendlichen den ganzen Tag über betreut hätten. Auch kritisiert der ehemalige Direktor der Normalschule, dass nicht genügend Mittel zur Verfügung gestellt werden, um das Effektiv der Klassen klein zu halten (maximal 15 Schüler pro Klasse). Die Heraufsetzung des Klasseneffektives sollte eigentlich ausnahmsweise während der Immigrationswelle aus Ex-Jugoslawien Mitte der neunziger Jahre gelten, wurde aber inzwischen zur Regel.

Gilbert Hopp bedauert, dass die Berufsauswahl im frankophonen Regime des Modularunterrichts sehr beschränkt ist, da sehr viele Berufsausbildungen nicht zweisprachig angeboten werden. Lediglich die Berufe Bäcker, Metzger, Verkäufer, Elektriker, Installateur von Heizungen und Sanitär, Maler, Koch, Restaurantkellner, Auto- und Motormechaniker sowie Frisör können in frankophonen Klassen erlernt werden, dies obwohl der *CCP (certificat de capacité professionnelle)* insgesamt 28 Formationen begreift. „Wir müssen uns bewusst sein, dass da eine Zeitbombe tickt. Wenn die Politik keine Lösungen findet, damit auch diese Kinder auf dem Arbeitsmarkt unterkommen, geht diese Bombe irgendwann mal los."

Mehr Information unter www.ltc.lu

Henri Fischbach

Lëtzebuergesch an Amerika



© Amira Ouardalitou

„Englischer Sprachkontakt in den luxemburgischen Sprachinseln im Mittleren Westen der USA“, so lautet der etwas abenteuerlich klingende Titel der Masterarbeit der 29-jährigen Amira Ouardalitou, die zur Zeit als Luxemburgischlehrerin am Nationalen Spracheninstitut arbeitet. Diese Diplomarbeit ist eine Studie über die luxemburgische Sprachensituation in den USA. Befragt wurden insgesamt 32 Personen aus den Staaten Wisconsin, Illinois und Iowa. Bei 28 Kandidaten wanderten die Vorfahren bereits im 19. Jahrhundert aus, vier Personen emigrierten erst im 20. Jahrhundert.

Forschungsarbeit in mehreren Etappen

Das Interview sollte ganz in luxemburgischer Sprache abgehalten werden, doch die befragten Personen taten sich schwer damit, Amira Ouardalitou zu verstehen, was sich durch die Veränderung des Luxemburgischen und die Aufnahme vieler französischer Begriffe in die Sprache seit dem 19. Jahrhundert erklären lässt. So musste sie auf das Englische ausweichen. Die erste Etappe bestand darin, dass sich Fragesteller und Befragte näher kennen lernten. Die zweite verlangte eine Erzählung auf Luxemburgisch über alltägliche Dinge wie Beruf, Schule, Freizeit, Kindheit, Haushalt oder Kirche. Während der dritten Etappe verlas Amira Ouardalitou insgesamt 36 auf Englisch formulierte Sätze, die von den Interviewten auf Luxemburgisch übersetzt wurden. Etappe Nummer vier begreift die Sprachbiografien der 32 befragten US-Luxemburger. War Luxemburgisch ihre einzige Muttersprache? Wie viel Luxemburgisch wurde oder wird noch gesprochen und bei welchen Gelegenheiten? Zum Schluss stellte die Sprachforscherin demographische Daten der befragten Personen und ihrer Vorfahren zusammen, unter anderem Geburtsdatum und -ort, Herkunft, Auswanderung vor oder nach 1839 und vieles mehr. Zu ihrem Bedauern musste Amira Ouardalitou während ihrer Forschungsarbeit feststellen, dass die meisten der befragten Personen nicht mehr genau wussten, aus welchen luxemburgischen Dörfern ihre Vorfahren stammten.

Vermischung zweier Sprachen

Die Schlussfolgerungen der an den Universitäten Bielefeld, Freiburg und Wien getätigten Forschungsarbeiten sind äußerst interessant. Unter anderem stellte Amira Ouardalitou fest, dass der englische Sprachkontakt sehr wohl zustande kam und die luxemburgische sich regelrecht mit der englischen Sprache vermischt hat. Den Satz „You look good today“ übersetzte die Hälfte der Interviewpartner etwa mit „Du kucks gutt haut“. Eine weitere Schlussfolgerung betrifft die Konjugation. Englische Verben werden mit einer luxemburgischen Flexion versehen. Als Beispiel zitiert Amira einen Sprecher„“Do si mer heiranner gemoved.“ U. a. stellte die Forscherin fest, dass es auch zu einer Vermischung mit deutschen Sprachinseln des „Pennsylvania Dutch“ kam. Das luxemburgische Verb „gläichen“ steht bei uns für „sich ähneln“. Die Interviewpartner gaben dem Verb „gläichen“ indes eine neue Bedeutung im Luxemburgischen, nämlich „mögen, gern haben“. Die Erklärung hierfür findet sich in der Herkunft des Wortes. Auf Nordniederdeutsch heißt „mögen“ nämlich *glieken*, auf Ostwestfälisch *gluiken*. Die Ähnlichkeit beider Verben liegt demnach auf der Hand. So übersetzte eine Person „Ich habe Hunde nie gemocht“ mit „Ech hunn ni Hënn geglach“. Auch stellte Amira Ouardalitou fest, dass englische Begriffe den Weg ins Luxemburgische aus der einfachen Ursache fanden, weil es zur Zeit der Auswanderung bestimmte Begriffe noch nicht gab. Als Beispiel hierfür sei eine Spülmaschine genannt. Erstaunlicherweise konnte keiner der Befragten etwas mit dem Begriff „Igel“ oder „Kéisécker“ anfangen. Die Erklärung: In Nordamerika gibt es keine Igel.

Zukunftsprojekte

Die junge Lehrerin, deren Wurzeln väterlicherseits tunesisch und mütterlicherseits luxemburgisch sind, forschte zwischen 2007 und 2012 für ihre Bachelor- und Masterarbeiten in Germanistik und deutscher Linguistik. Abgeschlossen hat sie ihre Arbeit noch nicht. Sobald ihre knapp bemessene Zeit es ihr erlaubt – zur Zeit macht sie neben ihrem Vollzeitjob im *INL* einen Master in der Luxemburgistik an der hiesigen Universität – beabsichtigt sie, ihre Forschungsergebnisse in Buchform zu publizieren. Über selbiges Thema referiert sie gelegentlich im In- und Ausland. Ihre Arbeit soll allerdings nicht nur Linguisten zugänglich sein, sondern sich an ein möglichst breites Publikum wenden.

Sich selber beschreibt sie als atypische Forscherin: „Ich bin nicht das graue Mäuschen, das tagelang in Bibliotheken hockt und keine Ahnung vom richtigen Leben hat. Ich bin sehr vielseitig und habe einfach Spass an der Soziolinguistik“. Finanziert hat Amira Ouardalitou ihre Recherchen übrigens integral aus Eigenmitteln, was für die ehemalige Studentin alles andere als einfach war. Die Verwirklichung der Forschungsarbeit erforderte unter anderem einen einmonatigen Aufenthalt in den USA. Mit Respekt spricht sie von ihrem ehemaligen Universitätsprofessor Dr. Jan Wirrer, der sie dazu motivierte, Recherchen über die Entwicklung der luxemburgischen Sprache bei Emigranten in den USA zu tätigen und ihr immer helfend zur Seite stand.

„Eigentlich sind neben vielen anderen interessanten Menschen maßgeblich mein ehemaliger Lyzeumsdeutschlehrer Paul Even und Prof. Dr. Jan Wirrer an meinem Lebensweg beteiligt.“ Zum Schluss unseres sehr interessanten Gesprächs bedauert Amira Ouardalitou, dass die luxemburgische Sprache bei unseren „Verwandten“ in den USA trotz aller von Vereinigungen und kulturellen Institutionen wie der „Luxembourg American Cultural Society“ gemachten Anstrengungen nach und nach ausstirbt, weil sie nicht mehr tagtäglich gesprochen und bei der jungen Generation quasi nicht mehr bekannt ist. Eine ähnliche Entwicklung ist übrigens bei den Siebenbürger Sachsen in Rumänien festzustellen, deren Sprache nur noch wenige Gemeinsamkeiten mit dem Luxemburgischen hat.

Henri Fischbach

Sprachforscherin Amira Ouardalitou





Gutt al Schoulzäit

Emil Jannings in der Rolle des Professors Imanual Rath (Der Blaue Engel, Josef von Sternberg, 1930), nach dem Roman „Professor Unrat" von Heinrich Mann

Mer souzen niewenteneen, de Luss an ech.

Am fënnefte Schouljoer.

An der éischter Bänk. Net fräiwëlleg. De Schoulmeeschter hat eis dohi placéiert, well mer him allebéid ze wibbeleg waren. Sou hat hien eis am A. An no bei Hand, wéi e selwer sot.

Wann et ëm d'Hand goung, da war et ëmmer déi, déi mat Schwong op de Bak geflu koum. De Luss huet déi meescht agestach. Firwat grad hien, wousst kee sou richteg.

Hien, an och de geckege Scheiwen, dee vun Zäit zu Zäit eppes u sech krut an duerch d'Klass gejaut huet.

Ech ginn eng Kéier Boxer, sot de Luss, da wannen ech all meng Mätscher, eleng scho well ech sou vill astieche ka wéi keen aneren.

Et war net nëmmen d'Hand, et war och de Knëppel.

Dem Schoulmeeschter Knepper säin déckt Holz war am ganze Gebai bekannt. De Lineal goung him net duer. Et huet scho missen eng Nummer méi zolidd sinn.

Och d'Schwëster Nathalie hat sou en Holz.

An de Kaploun Brenner.

Brennholz, sot de Luss.

Awer keen huet et sou dacks ze spiere gi wéi de Knepper.

De Kläpper, sot de Luss.

De Schoulmeeschter hat beim Poute ginn dem geckege Scheiwen eng Kéier eng Oder am Aarm a Fatze geschloen. Vun do u goufen et keng méi op d'Hänn, mee nëmmen nach hannenop. Dann huet een sech misse virun d' Pult knéien, no vir bécken an d'Box stramm zéien.

Et ass eis alleguer opgefall, mat wat fir engem Genoss de Schoulmeeschter un déi Saach erugoung, wéi hie virun der Klass de Bengel geheemelt huet an de Jong, deen do gebéckt war, minuttelaang ziddere louss, ir hien zum éischte Schlag ugesat huet.

Hien huet jidderee vun eis ëmmer an der drëtter Persoun ugeriet, sot net 'du' zu engem, mee 'hien'.

Hie kënnt lo un d'Tafel!

Hie béckt sech lo!

Dat war säin Ausdrock, fir wann et Streech goufen, 'sech bécken'.

Schäinhelleg huet hien engem eng Alternativ gelooss, déi keng war: Schreift hien of oder béckt hie sech?

Wann een da gesot huet 'ech schreiwen of', gouf et sou en décke Pak Säiten ze kopéieren, datt et einfach onméiglech war, dat alles duerchzekréien, 30 oder 40 Säiten aus dem däitsche Liesbuch. An da sot een alt: Ech bécke mech.

Wann een aus Angscht virun de Schléi dann awer sot, et géif ee léiwer ofschreiwen, da sot de Knepper mat glëschteregem Grinsen: Nee, hie béckt sech!

Wéi ech der eng Kéier kritt hat, konnt ech vu Péng iwwerhaapt net méi sëtzen, och no der Schoul doheem nach net.

Ech hu mech bei mengen Eltere beklot, awer mäi Papp sot just: Schued fir déi, derlaanscht ginn.

Dat war beim Luss net anescht, éischter nach méi schlëmm. Wann hien der an der Schoul kritt hat, krut hien der doheem nach derbäi.

Ech hunn Angscht, heem ze goen, sot hien an huet dobäi ganz kromm gelaacht. Wéi wann hie mat där Grimass hätt wëllen d'Angscht verdreiwen. Et war wuel och kee richtegt Laachen, méi en zidderegt Käichen. An sou engem Ablack huet hien e bësse gewierkt wéi de geckege Scheiwen, wann dee seng Krise krut.

Deem stinn d'Streech am Gesiicht, sot de Gast, de Beschten aus der Klass, mat deem mer eis wéineg opgehal hunn. Nëmmen um Wee an d'Musekschoul hunn ech mol méi mat him geschwat. Hien hat sécher Recht: De Luss huet méi a méi den Androck gemaach vun engem Gestéierten, huet mat den Ae gezuckt an etlech Mol, wann e ganz opgereegt war, souguer ugefaang ze tuddelen. Dat gouf och net besser am sechste Schouljoer, wéi mer – wat éischter ongewéinlech war – bei en anere Schoulmeeschter koumen, dee bekannt dofir war, d'Jongen, déi an de Lycée wollten, wéi Rekruten ze drillen. Dem Knepper

seng kréichen zwar méi Streech, hätten do awer keng Chance, gouf gesot.

Och beim Blaschette – sou huet den neie Schoulmeeschter geheescht – war de Luss net gutt ugesinn.

Dat wier, sou de Gast, well dem Luss seng Elteren eng Wiertschaft hätten. An et wier jo bekannt, datt dem Blaschette seng Fra géif drénken. Wéisst hie vu sengem Papp, an dee wier Dokter, also…

Am Lycée gouf et kee Knëppel méi, dofir awer gläich dräi Kläpper, am Engleschen, am Franséischen an an der Mathe.

De Konz, dee seng Explikatiounen iwwer Equatiounen ëmmer mat e puer rassistesche Witzer opgelackert huet, iwwer déi mer da gezwonge waren ze laachen, hat et op de Lemmer ofgesinn, net nëmmen, well deen d'Joer fir zweet gemaach huet, mee virun allem, well et deen eenzegen an der Klass war, dee laang Hoer hat.

Et schéint, wéi wa lo schonn déi Wëll bei der Mathematik ukomm wieren, sot hie genësserlech, da weis eis mol wat s du kanns!

Dann huet hien de Lemmer un der Tafel un engem Problem knae gelooss, dee fir kee vun eis ze léise war, him no zwou Minutten eng Null ageschriwwen a gesot: A séier zeréck an de Bësch! Eng Kéier och: Bei mär kriss du sou laang Nullen, bis du beim Coiffeur passéiert bass!

Zum Luss, dee vun Opreegung un der Tafel getuddelt huet, sot hien: Wann s du rechens wéi s du schwätz, da kënns du am beschten net méi a mäi Cours!

De Luss war awer zimlech gutt an der Mathe, sou datt de Konz hie mat Rou gelooss huet. Anescht den Nilles am Engleschen. Deen hat sech e gläich als Stoussnéckel erausgesicht an huet sech eng Freed draus gemaach, hie virun der Klass als Fäertaasch blousszestellen.

Dem Luss huet d'Blat sou an der Hand geziddert, datt hien näischt méi ofliese konnt.

Den Nilles ass vum Pult opgestan, huet sech hannert hie gestalt a gefrot: You see that fault?

De Luss huet op d'Blat gestierkt, de Bléck iergendwou an den Zeilen, a mat gebrachener Stëmm gesot: Yes, Sir!

Look at me! sot den Nilles an huet e Schratt no vir gemaach.

You see that fault? huet den Nilles nach eng Kéier gefrot.

An de Luss, deen iwwerhaapt net wousst, wat den Nilles géif mengen, sot nach emol: Yes, Sir!

A patsch koum dem Nilles seng déck Moul geflunn, eng breet fleescheg Hand voll op de Bak.

De Luss ass zesummegefuer an huet e klenge Kreesch vu sech ginn. Den Nilles ass eng Kéier mam Fanger iwwer d'Blat gewëscht a frot fir d'drëtt: You see that fault?



Luc Feit als Schulmeister in der Verfilmung von Jhemp Horscheits Roman „Perl oder Pica" (Regie: Pol Cruchten, 2006)

De Luss war den Tréinen no an huet net héieren, wéi ech him vun der Bänk aus geflüstert hunn 'mistake'. Den Nilles hat eis nämlech den Dag virdrun den Ënnerscheed tëscht 'fault' a 'mistake' erkläert an huet lo vum Luss erwaart, datt dee géif soen: It is not a fault, Sir, it is a mistake! Awer de Luss war sou a Panik, datt dat him guer net konnt afalen. A fir d'véiert huet den Nilles gefrot: You see that fault?

Yes, Sir, sot de Luss nach eng Kéier a krut déi zweet op d'Schnëss. Du huet e richteg ugefaang ze kräischen, a méi a méi gouf an der Klass 'mistake' geflüstert. Awer et war ze spéit. De Luss hat keng Stëmm méi, stoung do, no Loft ze schnapen, gekrëmmt an daierlech, an huet säi wéie Bak befillt, op deem dem Nilles seng Fangeren ofgezeechent waren.

Nach déi Stonn drop, am Franséischen, souz hie mat der Hand um Bak an der Bänk.

Avez-vous mal aux dents, Monsieur K.? frot de Brenner.

De Brenner war Famill mam Kaploun Brenner a krut déi selwecht choleresch Ufäll wéi deen. Wéi de Luss d'Hand net wollt vum Bak huelen, huet hien en dozou gezwongen, huet en ugebierelt am Kasärenhaffstoun an du, wéi de Luss d'Hand endlech op der Bänk hat, him eng erofgemooss. Du ass de Luss desertéiert, einfach opgestan an erausgelaf.

Vun do un hat de Brenner et sou richteg op hie sëtzen an huet him bei all Geleeënheet ze verstoe ginn, datt en net géif an déi Schoul gehéieren. Dobäi huet hien net manner gutt geléiert wéi ech. Awer de Brenner huet ëmmer e Virwand fonnt, him eng Datz ze ginn, huet him Punkten ofgezu wéinst der Schrëft. Oder well de Rand net déi richteg Breet hat. Wéinst där Ongerechtegkeet wollte mer eng Kéier bei den Direkter goen, kruten awer nëmmen de Sous-Direkter ze gesinn, deen allgemeng als Kapo bekannt war an eis, ouni eis nozeläuschteren, direkt rëm an d'Klass gescheckt huet.

Um Enn vum Joer hat de Luss en No-examen am Franséischen.

Wann s du duerchfäls, ass et eriwwer, sot säi Papp, deen d'Joeren am Lycée wuel souwisou fir verlueren Zäit gehal huet, et gëtt kee Joer zweemol gemaach!

De ganze Summer souz de Luss do Franséisch ze knuppen, krut souguer Nohëllef, a war ouni Zweiwel vill besser wéi ech.

Awer am Hierscht huet de Brenner en duerchfale gelooss.

Näischt ze maachen, de Luss misst schaffe goen.

Wann ech de Brenner eng Kéier nuets begéinen, sot hien, an et ass keen dorëmmer, da schloen ech en einfach vreckt, gleef mer es, ech schloen e vreckt!

Duerch e Bekannte vu sengem Papp, deen och e gudde Client an der Wiertschaft war, koum de Luss bei der Spuerkeess ënner, gouf e bëssen drop an den Norde versat, a mer hunn eis aus den Ae verluer.

Réischt e puer Joer méi spéit, ech war op der Uni, hunn ech vun him héieren. Näischt Gutts, leider. Hien hat e schwéiert Accident net iwwerlieft. War mat ongeheierer Vitess an e Bam gerannt. Matten am Dag, bei klorer Siicht. Onméiglech bal, sou ze veronglécken.

De Won wier vum Holz vum Bam komplett zerrappt ginn, sot de Gast, dee mat mär studéiert huet a grad deen Dag vum Accident zu Lëtzebuerg gewiescht war.

Ganz schéi brutal!

Jo, sot ech, ganz schéi brutal!

Nico Helminger

Tempora mutantur



© MNHA

La politique pratiquée de nos jours va dans le sens prévu par Orwell dans son célèbre roman «1984», c'est-à-dire qu'on embrigade les enfants dès leur plus jeune âge dans toutes sortes d'institutions. Finis les temps où leur mère les élevait. Cette charge est désormais confiée aux crèches d'abord, à l'enseignement précoce ensuite. Ainsi, dès l'âge le plus tendre, l'enfant vit en communauté et doit se plier à des règles communes. Mais cela ne suffit pas encore, puisque de plus en plus de politiciens et de parents réclament l'introduction de la journée continue qui permettrait aux enfants de rester à l'école du matin au soir, et cela jusqu'à la sortie du lycée. Comme, par après, ils sont censés passer à l'université ou se débrouiller seuls, les parents seraient définitivement déchargés d'un fardeau que quelques moments de plaisir leur ont apporté parfois à leur insu ou, pis encore, contre leur gré. Cela leur permettrait en outre de «se réaliser», grand slogan vide, car quelle «réalisation» peut valoir celle d'élever un enfant en lui prodiguant l'amour, meilleur bagage dont il disposera pour affronter les difficultés de la vie?

En haut:
Athénée de Luxembourg par Bertrand, lithographie de Jobard (1835)

Préscolaire et Primaire

Dans ma jeunesse, cette mentalité foncièrement égoïste n'existait guère, et l'école s'occupait uniquement de faire apprendre aux enfants les bases du savoir. À Clervaux, où mon père avait été nommé juge de paix en 1938, il n'existait pas de crèche ni d'école gardienne. Ce furent les envahisseurs allemands qui en ouvrirent une. Mais comme on ne disposait pas de personnel luxembourgeois qualifié, c'était une dame ou demoiselle allemande qui s'occupait des petits… mais pas de moi. En effet ma mère – j'entends encore sa voix qui ne souffrait pas de réplique – avait décrété: «Bei dat preisescht Gréidel geess du mir net.» Ainsi j'attendis sagement mes six ans pour débuter ma carrière d'écolier chez une institutrice bien de chez nous et qui n'était nullement infectée par le virus nazi. Contrairement aux multiples activités para-, péri-, ou pseudo-scolaires pratiquées de nos jours, nous apprenions tout simplement à lire, écrire et compter, excepté une heure de tricot (oui, aussi pour les garçons!) le samedi. Pas de vacances de neige en plein trimestre, pas de visites d'expositions ni d'excursions à droite et à gauche, à part une, celle de fin d'année, qui nous menait à pied avec nos tartines et notre bouteille de jus de framboise maison jusqu'au Schwaarzenhiwwel.

Lorsqu'en 1945 mon père fut nommé substitut du procureur à Luxembourg, nous nous installâmes à Belair après un bref interlude de neuf mois dans le quartier de la gare. Notre instituteur était un jeune gaillard, tout juste réchappé du service militaire forcé dans l'armée allemande. René (chose rare à l'époque, il nous permettait de le tutoyer) nous enthousiasmait par sa fougue et son engagement. Mais il nous terrorisait aussi un peu par la facilité avec laquelle il distribuait des «Pouten». Horreur! Voilà donc un méchant enseignant, un sadique, qui battait ces pauvres chérubins. Il ne ferait pas long feu dans nos écoles actuelles. Et pourtant nous l'aimions bien, et aucun parent d'élève n'aurait eu idée d'aller se plaindre. Je suis d'ailleurs convaincu que personne d'entre nous n'en a gardé la moindre trace physique ni surtout morale.

Au début de ma carrière de professeur, la donne n'avait pas encore changé. Jeunes stagiaires, nous n'hésitions pas à distribuer force claques et même coups de pied bien sentis. Ainsi, il m'est arrivé de flanquer une volée à un de mes cousins qui plus tard occupa un poste de ministre avant de terminer sa carrière comme député européen. Comme je n'avais jamais la main lourde, il n'a certainement pas souffert. Enseignant également à Sainte-Sophie (l'État nous payait fort mal et j'avais besoin d'arrondir

les fins de mois), je distribuais à l'occasion des «noix de coco» à ces demoiselles. L'une d'entre elles trouva cela peu à son goût et m'interpella: «Däerft Dir eis schloen?». Ma réponse fut claire: «Neen, am Fong net, ma déi Kokosnoss do, kraazt esouguer de Poopst Der net méi ewech». À l'époque, l'affaire était close. De nos jours, si j'avais eu affaire à des parents mauvais coucheurs, j'aurais été traîné en justice, certainement condamné, et peut-être même suspendu de mes fonctions. Oui, désormais la profession d'enseignant est à classer parmi les métiers à risques!

Mais revenons à nos moutons, c'est-à-dire à mon curriculum scolaire personnel. En classe de cinquième et de sixième primaire (on parlait encore simplement et clairement de classes au lieu de la nomenclature tarabiscotée employée de nos jours) notre instituteur, Monsieur Hemes, était près de la retraite. Fini donc le tutoiement, ce qui ne nous empêchait pas d'apprécier et même d'aimer cet enseignant engagé et compétent. Grâce à lui, je n'ai jamais connu de difficultés avec les verbes irréguliers français. Tous les jours, au «Zilenz», nous en conjuguions un dans nos cahiers à toutes les personnes et tous les temps, inclusivement les subjonctifs imparfait et plus-que-parfait. Et le lendemain on passait au tableau pour le contrôle oral. Le même procédé était employé pour la table de multiplication que nous répétions à longueur d'année. Tous les mois, le «Zilenz» du samedi après-midi servait à dresser le bilan et à calculer les places respectives qu'on aurait obtenues sur le bulletin. Même si ces résultats n'étaient consignés nulle part et restaient donc théoriques, ils donnaient lieu à une saine émulation. Mais aujourd'hui, on a peur des notes et des places qui sont à proscrire, à bannir, à jeter au feu de la géhenne! De fins spécialistes en pédagogie, appuyés par des psychologues patentés, ont découvert et consigné dans de savants traités spécialisés que tout classement, toute sorte de hiérarchie à l'école est nuisible à la santé morale des enfants et leur cause des dommages psychologiques irréversibles. Bizarre qu'en matière de sports on continue à tenir compte jusqu'aux dixièmes de seconde et à distribuer des places en fonction de cela. Est-ce que tous nos sportifs seraient donc bons pour l'asile d'aliénés ou tout au moins pour le divan du psychologue?

Alors qu'on nous inculquait un savoir, des connaissances, on tient aujourd'hui à ce que les enfants acquièrent des compétences. Et pour les contrôler, on a inventé des méthodes parfois surréalistes, comme les fameux «smilies» qui remplacent les notes. Un peu moins abracadabrantes, les notifications en A, B, C, D. Et pourtant: «Was kauf' ich mir dafür?» Les enseignants doivent remplir des pages entières avec ce genre d'appréciations, en se gardant bien d'une «note» ou d'un commentaire trop sévère qui pourrait indisposer tel ou tel parent d'élève. En effet, il est de bon ton de contester toute note ou appréciation qu'on croit injuste, en s'adressant d'abord aux autorités scolaires, et si celles-ci ne réagissent pas de façon espérée, en portant l'affaire en justice. Ainsi donc, et comme beaucoup de parents, sinon la vaste majorité sont convaincus d'avoir conçu un petit génie, il ne faut pas les décevoir, ni eux, ni leur petit chéri.

Lycées et Universités

Pour accéder au lycée, il fallait réussir l'examen d'admission. À ce qu'il paraît, c'était encore une cause de traumatismes psychologiques irréversibles. On l'a donc supprimé, déléguant essentiellement aux instituteurs la délicate charge de déclarer apte on non tel ou tel sujet.

Notre classe de septième latine comptait quarante-trois élèves, chiffre presque inconcevable de nos jours. Mais ce qui l'est encore plus, c'est qu'à la fin de l'année, treize élèves furent recalés tout sec, sans compter les ajournements. Pour les pédagogues soi-disant modernes, pareils chiffres sont scandaleux. Quel gâchis! Que de talents perdus! Pourtant, quel meilleur moyen existait-il pour signaler aux élèves concernés qu'ils feraient mieux de se réorienter et de choisir éventuellement un métier manuel pour lequel ils avaient des dons parfois manifestes. Jeune professeur, je l'ai appris grâce à un exemple concret: Ayant apporté en classe de septième un tourne-disque, je ne réussis pas à le faire marcher. Alors, l'un des ces soi-disant cancres patentés s'est levé, a tiré de sa poche un tournevis, a fait quelques gestes appropriés, et le tour était joué. J'en restais baba. Le garçon fut recalé à la fin de l'année. J'eus de la peine pour lui, mais à ma grande satisfaction j'appris des années plus tard qu'il avait fait une brillante carrière de technicien chez RTL. Ainsi, une réorientation précoce, possible grâce à des méthodes apparemment radicales, était nettement préférable aux méthodes actuelles qui permettent de traîner pendant des années sur des bancs de lycée pour, à la fin peut-être même obtenir un diplôme, qui lui, ne vaut rien ou pas grand-chose.

En français, en latin, plus tard en anglais, nous avions un cahier de vocables. Régulièrement des contrôles se faisaient devant la classe. Trois vocables d'ignorés, et tout le bataclan était à copier. En sixième, toute la classe avait été punie (encore une chose inconcevable qu'une punition collective!) et avait dû copier tous les verbes irréguliers latins. Presque tout le monde avait un peu triché, laissant de côté un ou plusieurs verbes. Mais notre professeur, homme méticuleux et excellent pédagogue (plus tard il a occupé le poste de directeur du lycée Michel-Rodange), s'était donné la peine de relire toutes nos copies. Chaque verbe qui manquait devait être recopié dix fois. Nous avons retenu la leçon qui était une véritable leçon de vie. Mais imaginez pareille histoire de nos jours. D'abord, on n'apprend plus de vocables. Les pédagogues modernes ont décrété que c'est un exercice abêtissant. Je ne sais cependant pas comment eux ils apprennent une langue. Est-ce par intuition, par infusion, en rêvant, grâce au fameux «Nürnberger Trichter»? Il en est de même de la grammaire qui elle aussi est, paraît-il, superflue, ou pire même, nocive. Nous répétions à gogo les temps des verbes irréguliers, aussi bien en latin qu'en français et nous nous escrimions sur l'accord du participe passé à longueur d'année.

Il est vrai, et je le concède volontiers, on nous assommait avec des subtilités stupides et inutiles. Est-il vraiment indispen-

„Den Ossi", le professeur Oscar Stümper (1946)



© Collection privée

sable de connaître la différence entre «Les musiciens que j'ai entendus chanter» (avec accord!) et «Les opéras que j'ai entendu chanter» (sans accord!). Quelle substantifique moelle peut-on tirer de la différence d'orthographe entre Châlons-sur-Marne et Chalon-sur Saône? Est-ce que vous êtes jamais allé du Havre à la Mecque en passant par l'un des ports de l'Italie du Sud? Et si je vous demandais que vous permettiez que je passasse, est-ce que vous me répondriez comme la brave marchande des Quatre-saisons: «Mais passassez, cher Monsieur, passassez»? En latin, la différence entre le gerundium et le gerundivum me semblait bien chinois, et plus encore l'oratio obliqua avec le coniunctivum irrealis et la coniugatio periphrastica. Oui, la pédagogie moderne a aussi ses bons, ses excellents côtés. Nos jeunes apprennent à connaître la civilisation latine sans se casser les dents sur les dernières subtilités grammaticales et apprennent le raisonnement inductif et déductif à travers des textes sans raffinements inutiles.

De notre temps, la division supérieure du lycée comportait trois sous-sections: A pour les langues, B pour les mathématiques, C pour les sciences. Plus tard s'y ajoutaient les sections D pour l'économie, E pour les arts plastiques et F pour la musique. L'introduction de ces deux dernières, réclamée depuis des décades, ne fut pas seulement fort utile, mais était le signe apparent et officiel que le Luxembourg, longtemps terre de barbares, reconnaissait enfin l'existence des beaux arts. Malheureusement, les derniers projets du ministère, en voulant supprimer toutes les sections existantes pour les enfourner dans deux blocs compacts, vont de nouveau pénaliser tous les jeunes amis des muses.

Mais avant d'accéder à cette division supérieure, il fallait réussir l'examen de passage qui se faisait après la quatrième, respectivement la cinquième. Lui aussi a disparu dans les oubliettes du ministère de l'Éducation nationale. Or, c'était une dernière possibilité de séparer le bon grain de l'ivraie, c'est-à-dire de constater quels élèves étaient vraiment aptes aux études universitaires. Aujourd'hui, les universités croulent sous les cohortes d'étudiants de première année. Dans ces conditions, un enseignement sérieux n'est plus guère possible. Pour remédier à cet état de choses, on élimine en masse à la fin de cette année, ou tout au plus après le premier cycle de deux ans. Mais comme trop de jeunes obtiennent malgré tout un diplôme dévalué à la fin de quatre années d'études, on a rajouté une année supplémentaire pour permettre d'éliminer encore des éléments douteux qui ont réussi à pousser jusque-là grâce au laxisme qui gangrène jusqu'à l'Alma Mater.

Cette situation trouve ses racines dans le fait et elle s'est instaurée parce qu'un nombre trop élevé de jeunes obtiennent un diplôme de fin d'études secondaires, non seulement chez nous, mais partout en Europe, triste résultat d'une politique laxiste et populiste dont le seul souci est de plaire aux foules. Désormais, dans certains pays, le ministère de l'Éducation décide d'avance du pourcentage de jeunes qui obtiendront ce fameux papelard, sans se soucier de leur savoir ni de leurs connaissances.

Qu'en est-il des études techniques? J'avoue que personnellement je n'en connais pas le détail. Pourtant, en me renseignant auprès de jeunes collègues, j'ai appris de fort mauvaises nouvelles. Les dernières réformes entreprises dans ce domaine sont universellement critiquées et même condamnées. À force de vouloir innover, on a foutu la pagaille, et la ministre démissionnaire a avoué elle-même qu'il fallait impérativement remettre sur le métier pas mal de points d'une réforme initiée par elle.

Classe de l'école Belair dans les années quarante



© Raymond Schaack

Conclusion

Ceci m'amène à quelques mots de conclusion générale. Au cours des dernières décades, les réformes dans l'enseignement se sont succédé à une allure de plus en plus rapide. La plupart n'ont abouti qu'à accentuer le malaise général. D'après ma propre expérience, la réforme entreprise par le ministre Jean Dupong fut la dernière à avoir mûri assez longuement pour aboutir à des résultats sérieux et positifs. En effet, Monsieur Dupong avait fait élaborer par ses collaborateurs un texte solide, comportant les innovations indispensables, puisque depuis l'avant-guerre rien n'avait changé. Mais il avait renoncé à vouloir chambouler les bases solides héritées de ses prédécesseurs plus ou moins lointains. De plus, il avait soumis le texte à toutes les conférences des professeurs et avait non seulement recueilli leur avis, mais, fait essentiel et indispensable à leur application ultérieure, il en avait tenu compte. Ses successeurs n'ont, pour la plupart, point suivi cet exemple. Leurs réformes ont été concoctées pour l'essentiel par leurs collaborateurs du ministère. Or, ces gens-là n'avaient presque jamais exercé le métier sur le terrain. C'étaient des «Etappenhelden» qui n'avaient qu'un profond mépris pour les «Frontschweine». Ces parfaits théoriciens avaient lu pas mal de traités pédagogiques, mais ils ignoraient que la pédagogie n'est premièrement pas une science exacte, que deuxièmement, «la carte n'est pas le territoire», et que troisièmement même la lecture de tous les ouvrages pédagogiques du monde ne font pas de vous un pédagogue. Cela, c'est une affaire de naissance ou de sensibilité! «Dat léiert een net an de Bicher».

Ainsi on s'inspira à droite et à gauche, retenant parfois les idées les plus farfelues et voulant appliquer des recettes copiées sur les programmes de pays voisins ou lointains dont la situation est nécessairement différente de celle que nous connaissons chez nous. Parmi tout un fatras d'idées et de slogans les uns plus calamiteux que les autres, un seul me plut grâce à sa simplicité et à son bon sens: «Back to basics!» Cette idée excellente, Madame Brasseur n'eut malheureusement pas le temps de la mettre en pratique. On peut espérer cependant que ses successeurs actuels y reviendront, car même si la meute exige qu'on mette l'enseignement au goût du jour, rien ne peut remplacer les bonnes vieilles bases qui sont lire, écrire, compter. Mais celles-ci ne peuvent croître et se développer qu'uniquement sur un terreau indispensable à tout succès, et ce terreau seul fertile depuis toujours et dans n'importe quel domaine des activités humaines, c'est le travail.

Raymond Schaack

Eine zweite Chance für ein würdiges Leben



Guy Hoffmann

e2c

école de la deuxième chance

Carlo Welfring ist Ende fünfzig und von Anfang an der Direktor der im März 2011 eröffneten *Ecole de la 2e Chance*, die zuerst in einem ungegeigneten Gebäude in Petingen funktionierte und dann im September 2012 in die leerstehende Containerschule in die Hollericher Rue de l'Aciérie umzog, in der früher das „Neie Lycée" seine Räumlichkeiten hatte. Das Pilotprojekt, das sich inzwischen als sehr erfolgreich erwiesen hat, soll jungen Menschen zwischen sechzehn und vierundzwanzig Jahren, die die Schule ohne Abschluss abgebrochen haben oder keinen Ausbildungsplatz finden, obwohl sie die Bedingungen für den Zugang zu einer Berufsausbildung erfüllen, eine neue Erfolgschance im Luxemburger Schulsystem bieten. Der angebotene Unterricht ist individualisiert und auf die Bedürfnisse des Lernenden angepasst, dies im Hinblick auf seine spätere Wiedereingliederung in den klassischen oder technischen Sekundarunterricht.

Eine zweite Chance für ein würdiges Leben

Der Lehrplan umfasst vierzehn Klassen und vier Ausbildungsbereiche. Zur Allgemeinbildung zählen Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch und auch Luxemburgisch), Mathematik und logisches Denken, Naturwissenschaften (Gesundheit, Biologie, Chemie, Physik), Humanwissenschaften (Staatsbürgerkunde, Wirtschaft, Geographie und Geschichte).





Guy Hoffmann





Das Pilotprojekt, das sich inzwischen als sehr erfolgreich erwiesen hat, soll jungen Menschen zwischen sechzehn und vierundzwanzig Jahren, die die Schule ohne Abschluss abgebrochen haben oder keinen Ausbildungsplatz finden, obwohl sie die Bedingungen für den Zugang zu einer Berufsausbildung erfüllen, eine neue Erfolgschance im Luxemburger Schulsystem bieten.

Welfring, der seine Laufbahn als diplomierter Erzieher begann und später ein Pädagogikstudium nachholte, zögerte zuerst, als ihm die damalige Erziehungsministerin Mady Delvaux den Posten vorschlug. „Ich war schließlich schon 53 und fragte mich, ob ich mir diesen Stress noch antun sollte."

Er sagte dann doch zu und hat seine Entscheidung bis heute nicht bereut. „Bei rund 20000 Arbeitslosen in einem Land, wo 22 Prozent aller Schulabgänger über kein Diplom verfügen, ist unsere Schule mit ihren vierzig Lehrern für rund 200 Schüler zwar nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber immerhin: Bisher haben wir eine Erfolgsquote von fünfzig Prozent. Soll heißen: Die Hälfte unserer „Zöglinge" finden im zweiten Anlauf einen Weg in ein würdiges Leben ohne Arbeitslosigkeit und ohne *RMG*."

Neue Wege

„Die Schüler haben keine Lust, wieder genau das Gleiche zu lernen. Schließlich haben sie die Schule beim ersten Mal abgebrochen", sagte Unterrichtsministerin Mady Delvaux-Stehres vor drei Jahren bei der Eröffnung in Petingen.

Deshalb versuchen die Verantwortlichen unter der Leitung von Carlo Welfring neue Wege einzuschlagen.

Der Lehrplan umfasst vierzehn Klassen und vier Ausbildungsbereiche. Zur Allgemeinbildung zählen Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch und auch Luxemburgisch), Mathematik und logisches Denken, Naturwissenschaften (Gesundheit, Biologie, Chemie, Physik), Humanwissenschaften (Staatsbürgerkunde, Wirtschaft, Geographie und Geschichte).

Berufsausbildungskurse werden hier je nach dem ausgesuchtem Gewerbe (Elektriker, Koch/Restaurantfach, Verkauf, Maler, Pflanzenzucht/Gartenbau, Friseur, Pflegeberufe usw.) zusammen mit Praktika in Unternehmen angeboten, und zudem üben die Schüler kulturelle, sportliche und künstlerische Aktivitäten aus.

Große Bedeutung kommt dem Tutorat zu, das dem Lehrpersonal ermöglicht, auf die individuellen Probleme – sowohl schulischer als auch sozialer Art – einzugehen und die Entwicklung der Schüler zu verfolgen. Letzter Punkt ist das Portfolio, das jeder Schüler erstellen muss und das einen Überblick über seine Kompetenzen und Talente ermöglicht.

Ein präzises Angebot

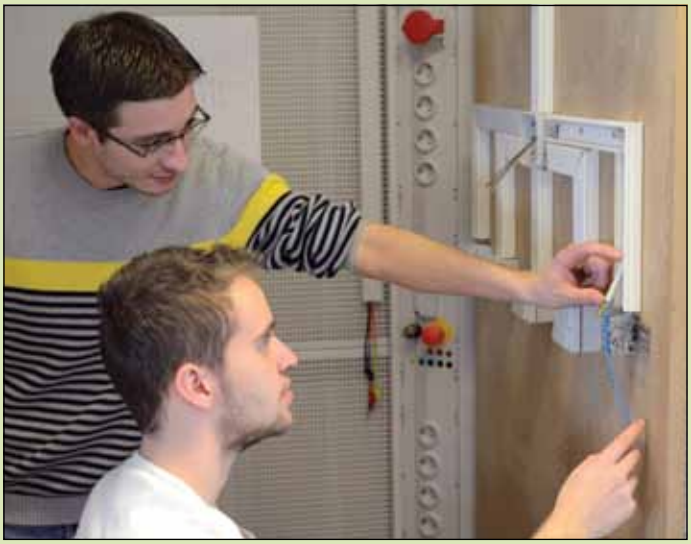
Innerhalb von zwei Semestern kann man hier eine sogenannte 9e *de base* oder eine 9e *avancée* abschließen, nach der man dann eine Lehrstelle antreten und – zusammen mit theoretischen Kursen an einem Lyzeum – seine Gesellenprüfung machen kann.

Berufsausbildungskurse werden hier je nach dem ausgesuchtem Gewerbe (Elektriker, Koch/ Restaurantfach, Verkauf, Maler, Pflanzenzucht/ Gartenbau, Friseur, Pflegeberufe usw.) zusammen mit Praktika in Unternehmen angeboten.





Guy Hoffmann





Direktor Carlo Welfring: „Rund die Hälfte unserer ‚Zöglinge' finden im zweiten Anlauf einen Weg in ein würdiges Leben ohne Arbeitslosigkeit und ohne RMG."

Schülern, die nach einer 5e die „normale Schule" abgebrochen haben, bietet die *Ecole de la 2e chance* in zwei Semestern die Möglichkeit, eine *4e classique* oder eine *10e régime technique* nachzuholen, wonach sie dann das intellektuelle Rüstzeug und auch das nötige Selbstvertrauen haben dürften, um sich wieder im normalen Schulwesen zurechtzufinden.

Konkrete Bedingungen

Carlo Welfring: „Beim Aufnahmegespräch fragen wir die Kandidaten nach ihrer Motivation sowie ihren persönlichen und beruflichen Interessen. Wenn sie ins Konzept unserer Schule passen, können sie an zweiwöchigen Orientierungsaktivitäten teilzunehmen und einen Wissenstest ablegen, um die für sie richtige Ausbildung an der *E2C* zu finden. Bevor sie dann endgültig aufgenommen werden, unterzeichnen sie einen Schulvertrag, in dem ihre Rechte und Pflichten und der Stundenplan festgelegt sind."

Der Stundenplan ist übrigens ziemlich happig, auch für die sozial hoch motivierten Lehrer, die pro Woche dreißig Schulstunden abhalten müssen. Dazu kommen dann noch acht Stunden für Betreuung und Beratung.

Da die rund 200 Schüler nationalitäten- und altersmäßig sehr bunt gemischt sind, gibt es hier Null Toleranz bei Gewalt oder Drogen. Auch Rassismus und Xenophobie sind streng verboten. Das weiß jeder, nachdem er seinen Vertrag unterschrieben hat. Denn eine dritte Chance wird es wohl kaum geben.

Geplant ist übrigens, das Aufnahmealter bis auf dreißig Jahre anzuheben. Schüler, die nicht mehr zu Hause bei den Eltern leben, werden mit bis zu 950 Euro monatlich bezuschusst. So manche von ihnen organisieren sich in Wohngemeinschaften, um die Miete zu zahlen. Auch das ist soziales Lernen.

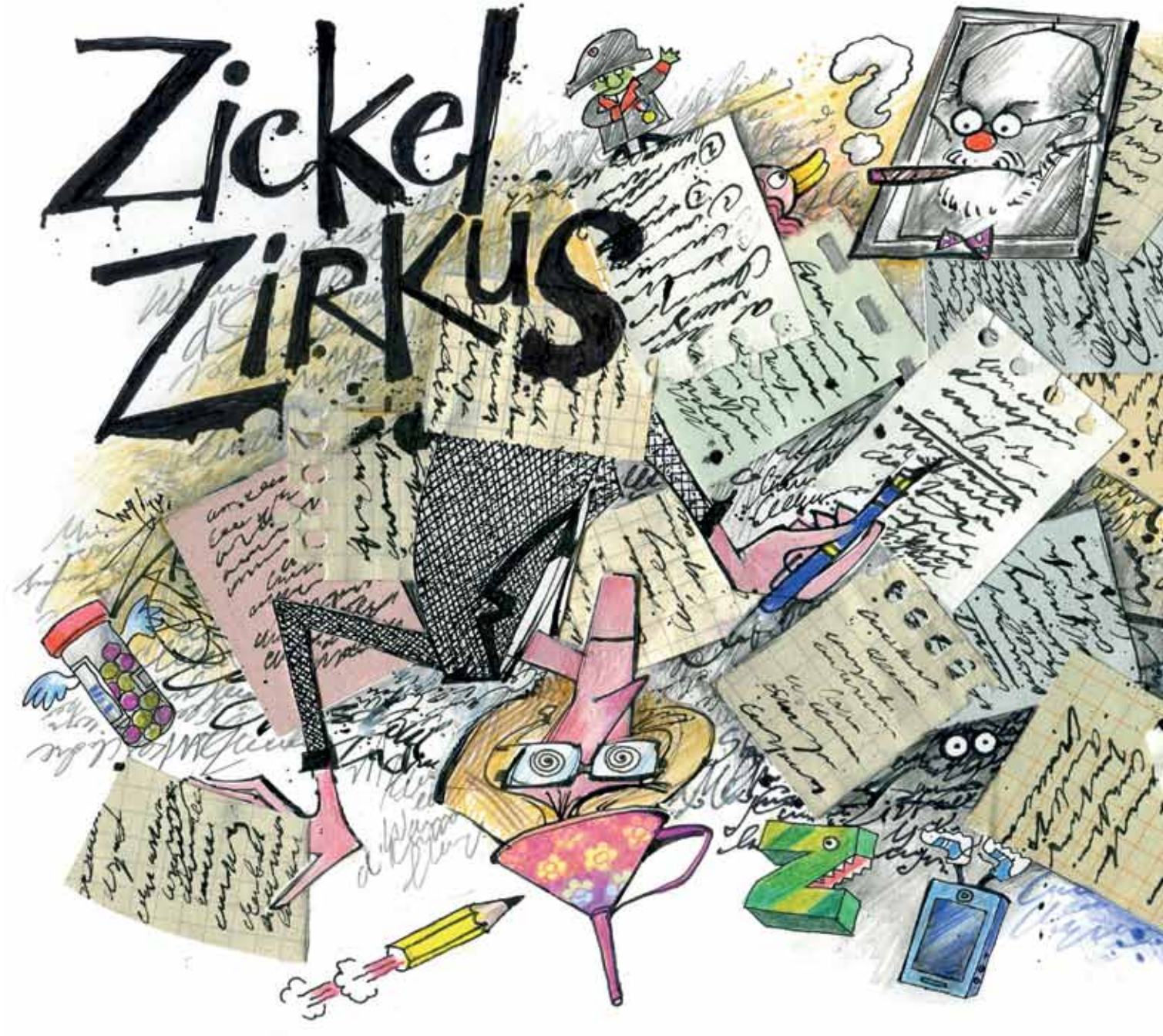
René Clesse

e2c
école de la deuxième chance

Information und Einschreibung:

E2C – École de la 2e chance
15, rue de l'Aciérie · L-1112 Luxemburg
B.P. 1463 · L-1014 Luxemburg
Tel. 26 65 03 50-1 oder 26 65 03 50-50
www.e2c.lu · info@e2c.lu

Zickel Zirkus



An der Psychiatrie ass elo schonn an der drëtter Woch d'Joffer Anne Zikloni internéiert, eng grondgewëssenhaft Grondschoulléierin, déi et einfach net méi gepackt huet, eng béis Nervekris gemaach huet an total ausgeflippt ass. Si sëtzt an hirem Spidolszëmmer a schreift de ganzen Zäit Rapporten a Bilanen. Sou zum Beispill deen hei:

Evaluation à fonction certificative vun der Schülerin Jackel Mockel am 3. Zickel vun der Grondschoul Dommeleechel:

D'Jackel Mockel ass gutt integréiert am 3. Zickel.

Hatt verhält sech ganz zickelkonform a sockelgerecht, woubäi ower ze vermierken ass, dass d'Jackel ëmmer nach e bëssel zéckelt an zierkelt, besonnesch an der Mathematik, sou datt et net en ligne droite evoluéiert, ma am Zackelzick, wëll soen am Zickelzack. Heiansdo huet d'Schülerin Jackel Mockel ganz einfach Null-Bockel, ma eng aner Kéier ass et voll motivéiert: da schaffelt et gutt mat an ass bal net méi ze bremselen. Hatt weess och schonn immens vill fir säin Alter, et ass bal eng richteg lieweg Enzik…zickel…zickelklopeldie. Et gesäit och direkt, wat lass ass, béckelt sech a stréckelt seng Schong, Schung, Turnschlappel. Aner Matschüler aus deem selwechten Zickel man dat net. Entweder kuckelen déi net gutt a gesinn net, datt hire Stréckel lass ass, oder et ass hinne Wurschtel. Si fannen dat cool. Schong, Schung, Turnschlappelen dierfen net gestréckelt sinn. Turnschlappele stréckelen ass schiel.

D'Schülerin Jackel Mockel schwätzt e räicht Däitsch, par conter franséischelt et nach eng Grimmel simpel. Ma dat verbessert sech nach: op kee Fall dierf dat eng Uersaach sinn, fir hatt net an den nächsten Zickel weiderzickelen ze loossen. An duerno féiert säi Wee et mat Sécherheet an de Klassikel.

Charakterméisseg ass d'Jackel Mockel ganz agreabel, just mat Momenter behëlt hatt sech e bëssel zickeleg, ma dat sinn déi aner Zickelschülerinnen och. Wären se nueren hallef sou zickeleg, also hemizickeleg, da wären se ëmmer nach zickeleg genuch.

Ma ofgesinn dovunner bleift festzehalen, datt d'Jackel vill Sportel mécht, jo, hatt ass eng duerchaus sportelech Elèvelin. Et kënnt all Dag mam Velo, also mam Beizickel an d'Schoul, a wann et dann do ukomm ass, huet et sech scho gutt ausgezickelt, ier mir dann an der Klass mam eigentlechen Zickel-Zirkus ufänken.



Bref, d'Jackel Mockel ass kapabel, fir um Kompetenzesockel an deen nächsten Zickel ze zockelen.

Anne Zikloni,
Léierin vum drëtten Zickel an
der Grondschoul Dommeleechel

„Dir braucht dach hei net dauernd Rapporten a Bilanen ze schreiwen", seet den Dokter Turpel, „a scho guer net an där deforméierter Sprooch mat där Manie, bal alles mat -el hannen ze vermuddelen. Kommt, iesst emol eppes." „Jo, Dir hutt Recht, Dokter Turp, lo huelen ech mol en décke Mauf mam Läff aus der Schoss. An da schreiwen ech dee nächste Bilan."

Roland Harsch

- Texte paru dans: Ausbléck/Récré 26; 2011
(Les Éditions de l'APESS)



Heute möchte sich niemand mehr
die Finger dreckig machen.
Die Kreidepädagogik ist
nun definitiv abgeschrieben.
Das Kreide-Credo:
Ich glaube kreidenfelsenfest
an ein Lernen durch Abschreiben
von der Tafel gehört ein für allemal
dem finsteren Schulmittelalter an.

Wirklich?
Ich werde kreidebleich:
Ich bin ein hoffnungslos
kreideverstaubtes Relikt aus der Kreidezeit.
Heute musst du eine agil agierende
Powerpointfrau sein
mit großem Feedback-Potenzial
und hoher Performance-Kapazität.
Heute müsste ich ein multimedial versierter,
teamteachender Lernprozessbegleiter sein
mit großzügiger Portfolio-Gebärde.
Du stehst nicht mehr kreideverführerisch
vor sieben zickigen Geißlein,
sondern bewegst dich zyklisch
inmitten dreißig kompetenzversessener Schüler.
Und wenn ich trotzdem noch auf
Kreide stehe:
Es knirscht so schön.
Ein atavistisches Altpädagogenpläsierchen.
Will M.E.N.[1] mir das ankreiden? –
Möge man mich rügen
oder besser noch
auf Rügen schicken
in die Verbannung:
Was soll's? –
Sehr bald und wirklich
ein für allemal wird es heißen
für mich:
Schwamm drüber!
Bis dahin sing ich närrisch:
Im Wald und auf der Kreide…

Roland Harsch

[1] M.E.N.: Ministère de l'Education Nationale (Unterrichtsministerium)

- Texte paru dans: DUDA – Kurioses aus dem Rotstiftmilieu
(Editions Guy Binsfeld ©2012)



© Archives de la Ville de Luxembourg

„Diese Sache betrifft das Wohlergehen unserer Stadt“

Die städtische Schule in Mittelalter und früher Neuzeit

Seit dem Jahr 1136 hatten die Benediktiner der Münsterabtei „Unserer Lieben Frau“ das Bildungsmonopol in der Stadt Luxemburg inne. Allerdings war aus der Sicht der Stadtväter Luxemburgs der Unterricht an der Schule von Altmünster im 15. Jahrhundert zum Erliegen gekommen. Die Gründe hierfür lagen einerseits in der ungünstigen Lage des Klosters auf dem gleichnamigem Plateau außerhalb der Stadtbefestigungen, andererseits in der Abwesenheit des Abtes, die ein gewisses Verwaisen des Klosters zur Folge hatte.

Die Stadt Luxemburg war bereits im Mittelalter ein Zentrum mehrsprachiger Erziehung, das auch Schülern aus den umliegenden Gegenden, wie zum Beispiel dem Herzogtum Bar, neben dem obligatorischen Latein die Sprachen Deutsch und Französisch vermittelte. Abgesehen von der wirtschaftlichen Bedeutung einer solchen Monopolstellung war auch die Ausbildung von mehrsprachigen Schreibern für die städtische Verwaltung von großer Wichtigkeit. Mit diesen Begründungen bitten Schöffen und Rat der Stadt im Jahr 1480 das Herrscherpaar Maximilian von Habsburg und Marie von Burgund, ihre eigene Lateinschule eröffnen zu dürfen. Gemäß der entsprechenden Urkunde wird die Stadt verpflichtet, ausreichend Lehrpersonal einzustellen, dies, um „enseigner et endoctriner les clercs, escoliers et enfants“.

Welche Initiativen ergriffen die Stadtväter, um diese erste städtische Schule tatsächlich einzurichten? Zunächst einmal wurde ein Schulmeister eingestellt, den anfangs offenbar ausschließlich die Eltern bezahlten. Jedenfalls ist in den Konten des 15. Jahrhunderts kein Lohn für den Unterricht erwähnt. Die Pfarrei Sankt Michael stellte gegen einen Mietzins von 21 Groschen Räumlichkeiten zur Verfügung. Im Jahr 1499 kam es zum Ankauf des ersten städtischen Schulgebäudes an der heutigen Montée de Pfaffenthal, unweit des damals an dieser Stelle gelegenen Stadttores, später auch Schulpforte genannt. Das Haus hatte einen Garten und stieß direkt an die dort verlaufende Stadtmauer. In direkter Nachbarschaft wohnten Cirstgin der Schneider und der Steinmetz Johan von Höllenfelz. Das alte Schulhaus am Pfaffenthaler Berg blieb über 160 Jahre in Gebrauch, bis das Grundstück schließlich um 1675 in die Stadtbefestigungen integriert wurde.

Obwohl es im Stadtarchiv vergleichsweise wenige Dokumente aus dem 16. Jahrhundert gibt, können wir einige Aussagen zur städtischen Schule machen: Im Jahr 1541 versorgte die Stadt die Schule mit Holz und Schulbänken. Der Schulmeister Ludwig erhielt einen Schlüssel und ein Bett und verdiente jährlich 6 Gulden, 27 Groschen und 6 Pfennig. Ab dem 16. Jahrhundert steht der Lehrer somit auf der Lohnliste der Stadt und ist nicht nur vom Wohlwollen und Geldbeutel der Eltern abhängig. Der Verdienst der Schulmeister stieg ständig an, bis ab 1636 Wilhelm Feltz aus Mamer 21 Gulden im Jahr verdiente. Zum Vergleich: Der Förster erhielt in jenem Jahr 40 Gulden und der Wächter auf dem Turm von Sankt Nicolas, der auch pfiff und die Trommel schlug, 50 Gulden. Feltz blieb seinem Beruf fast 40 Jahre lang treu und wurde ab 1684 von seinem Sohn Johan unterstützt.

Die Lage der städtischen Schule 1499-1794



© Google Map

◀ *Das Doppelsiegel des Herrscherpaares Maximilian von Habsburg und Maria von Burgund (1480)*



Maria von Burgund und Maximilian von Habsburg erteilen der Stadt Luxemburg die Genehmigung zur Einrichtung einer Schule (1480)

© Archives de la Ville de Luxembourg

Doch wo werden die Kinder nach der Aufgabe des Pfaffenthaler Schulhauses unterrichtet? Für einige Jahre ist der Verbleib der städtischen Schule unklar. Schulmeister Wilhelm Feltz wohnt seit 1655 bei den Damen Kirschbaum in der Rue de la Congrégation, wo die Stadt von Herrn Kirschbaum im Jahr 1666 auch ein Schulhaus angemietet hatte. Der ursprüngliche Plan, eine Schule in der Rue Monterey zu bauen, für die die Stadt 1674 einen Kredit aufgenommen hatte, wurde zu Gunsten dieser Schule in der Kongregationsgasse neben dem Refugium von der Münsterabtei aufgegeben. Von 1684 bis 1688 diente das Schulhaus auch als Wohnhaus des Lehrers Johann Feltz. Dieser entschloss sich Anno 1690, in den Kapuzinerorden einzutreten. Sein Nachfolger war Peter Mayer, der Priester und Altarist der Pfarrkirche Sankt Nicolas. Peter Mayer, Johann Feltz und seine Schwestern, die offenbar ebenfalls im Schulhaus wohnten, hatten die nach der Bombardierung von 1684 nötig gewordenen Reparaturen an der Schule in der Kongregationsgasse aus eigener Tasche bezahlt. Daraufhin wurde das Schulhaus für 170 Reichsthaler an den Schulmeister Peter Mayer und seine Nachkommen verpfändet. Erst 1728 ging das Gebäude wieder in den Besitz der Stadt über. Die entsprechende Urkunde erinnert noch einmal an den Zweck der städtischen Schule: Sie soll „die jungen Knaben dieser Stadt in der Furcht Gottes und katholischen Übungen, wie dann auch in der sehr deutscher und lateinischer Sprache nach Vermögen unterweisen. Zu diesem Zweck sollte er (Peter Mayer) das als Schule genutzte Haus in der Heiligen Dreifaltigkeitsgasse (heute Rue de la Congrégation) bewohnen und gebrauchen."

Die erste weibliche Lehrkraft hatte der Magistrat der Stadt im Jahr 1735 eingestellt. Im Jahr 1748 wurde der neue Schulmeister François Derramées verpflichtet, die armen Bürgerkinder der Stadt kostenlos zu unterrichten. Erst ein kaiserliches Edikt aus dem Jahr 1755 führte zu einer merklichen finanziellen Aufbesserung des Lehrerberufs. Im Jahr 1760 erhielt der Schulmeister Mersch 200 Gulden, die er wohl teilweise an Hilfslehrer ausbezahlte.

Im Jahr 1793 kam es schließlich zu einschneidenden Änderungen in der Organisation der städtischen Schule: Auf Betreiben der städtischen Pfarrer wurden vier Schulbezirke eingerichtet, die sich an den Pfarrbezirken Sankt Nicolas (vier Lehrer) und Sankt Michel (zwei Lehrer) sowie den Vorstädten Pfaffenthal und Grund (jeweils ein Lehrer) orientierten. Aus dem gleichen Monat stammt die erste Schulordnung der Stadt Luxemburg, die besagt, dass die Oberaufsicht der Schule beim Magistrat und dem Seelsorger der jeweiligen Pfarrei liegt. „Die Schulmeister und Schulmeisterinnen sollen ihren Schülern jederzeit mit gutem Beispiel vorleuchten und sie zur Furcht Gottes anhalten". Jede Schule war in drei Klassen aufgeteilt. Das Hauptaugenmerk des Lehrplanes lag auf den Fertigkeiten des Lesens und des Schreibens.

Wo genau sich die Schulen in den neu eingerichteten Bezirken befanden, muss das Thema einer weiteren Studie bleiben. Sicher ist, dass im Jahr 1794 im alten Schulhaus an der Rue de la Congégration das städtische Waisenhaus untergebracht war. Mit dem nun anbrechenden napoleonischen Zeitalter begann ein neues Kapitel der städtischen Schullandschaft, die fortan maßgeblich von Bestimmungen und Entscheidungen der Zentralregierung abhing.

Evamarie Bange

Die Schöffen Johan Hioffnagel und Johann von Arlon kaufen ein als Schule bestimmtes Haus beim Mohrfeltz am Pfaffenthaler Berg (1499)



© Archives de la Ville de Luxembourg

Quellen:
- Archives de la Ville de Luxembourg Urkunden: LU I 30_130, 150, 156; Konten und Belege: LU I 20 LU I 20_164?, LU I 20_109?, LU I 20_283, fol. 7 – 8, fol. 16; LU I 21_2 fol. 27; LU I 20_379, fol.8 -9; LU I 20_418 fol. 3v. Primärschule in napoleonischer Zeit: LU Imp II_571;
- François-Xavier Würth-Paquet; Nicolas Van Werveke, Cartulaire ou Recueil des Documents politiques et administratifs de la Ville de Luxembourg de 1244 à 1795 (Luxemburg 1881);
- François Lascombes: La Ville de Luxembourg pendant la seconde moitié du 17e siècle – Habitations et habitants (Luxembourg 1984);
- Alphonse Rupprecht, Logements militaires à Luxembourg pendant la période de 1794 à 1814 (Luxembourg 1979);
- N. Majerus; J.-P. Koltz, Die Luxemburger Gemeinden nach den Weistümern, Lehenerklärungen und Prozessen, Bd. VII: Luxemburg-Stadt (1963).

Eis Schoul



Guy Hoffmann

Die Sturm- und Drangschule

Das Pilotprojekt „Eis Schoul“ ist wohl d i e Grundschule, die die meiste mediale Aufmerksamkeit in den letzten Jahren auf sich zog. Seit 2008 gibt es dieses Projekt, und nach langen Irrungen und Wirrungen steuert „Eis Schoul“ nun endlich ruhigere Gewässer an.



Auf Anhieb unterscheidet sich das von „Eis Schoul“ benutzte Gebäude wenig von den anderer Grundschulen – es hat sogar einen Anbau aus den bewährten und potthässlichen Containern.



Guy Hoffmann

„Eis Schoul" erhebt den Anspruch, eine „andere" Schule zu sein.

Auf dieser Seite des Kirchbergs ist das Leben ruhiger. Etwas abseits von Luxemburgs Protzmeile, dem Kennedy-Boulevard, liegt „Eis Schoul" fast verborgen hinter einem netten, leicht ungepflegten Vorgarten. Wieso es wenig Sinn machen würde, hier den Gärtner zu rufen, wird jedem klar, der im morgendlichen Berufsverkehr hier vorbei fährt: Denn dann zertrampeln Horden schreiender und spielender Kinder den Rasen und stürmen Richtung Klassenräume.

Ob sie noch lauter oder noch wilder schreien als Kinder in anderen Grundschulen ist schwer festzustellen. Es bleibt aber trotzdem ein Stigma: „Eis Schoul" erhebt nun mal den Anspruch, eine „andere" Schule zu sein. Denn seit 2008 der *GLEN (Groupement luxembourgeois d'Education Nouvelle)* das Projekt aus der Taufe hob, ist viel geschehen. Und es kam auch zu einem Prozess der Ernüchterung, sowohl bei den Befürwortern wie auch bei den Gegnern des Projekts.

Auf Anhieb unterscheidet sich das von „Eis Schoul" benutzte Gebäude wenig von den anderer Grundschulen – es hat sogar einen Anbau aus den bewährten und potthässlichen Containern. In den Gängen des Hauptgebäudes weht ein Flair aus den achtziger Jahren, Plastikböden und gelb getünchtes Mauerwerk inklusive. An den Wänden hängen Gemeinschaftsarbeiten der Schüler, Zeichnungen und kleinere Referate zu Themen wie den fünf Sinnen und den Jahreszeiten. Kein großer Unterschied zwischen der „normalen" Grundschule, die anfänglich hier untergebracht war – bis der Bau eben der „Education différenciée" und schließlich dem „Lycée Technique du Centre" zur Verfügung gestellt wurde.

Einen anderen Eindruck erhält man erst, wenn man einen der Klassensäle betritt. Statt dass die Bänke alle Richtung Tafel stehen, existieren hier verschiedene Arbeitsbereiche. „Es gibt eine Reihe Bänke, auf denen die Schüler gemeinsam arbeiten können, dann haben wir eine Ecke, in die sich mehrere von ihnen zurückziehen können, um sich zu beraten. Und dann gibt es auch die Möglichkeit, alleine auf einer Bank zu arbeiten", erklärt Marc Hilger, Lehrer und Präsident des Schulkomitees. An beiden Enden des Klassensaals gibt es je eine Schiefertafel und eine Leinwand, indes sich das Büro des Lehrers oder der Lehrerin seitlich neben der Tafel befindet.

Neue pädagogische Konzepte

Danach gefragt, was denn nun der Hauptunterschied zwischen „Eis Schoul" und anderen Lehranstalten ist, meint Hilger: „Es geht uns vor allem um Inklusion, also darum, dass sehr verschiedene Kinder mit verschiedenen Bedürfnissen hier frei lernen können. Sie sollen vor allem lernen, selbstbestimmt mit ihrem Wissen und ihrem Können umzugehen. Deshalb ist der Unterricht auch so gestaltet, dass die Kinder zumindest teilweise auch den Lehrplan mitbestimmen können und auch schon früh ermutigt werden, eigene Projekte anzugehen und ihre individuellen Lösungen für Probleme zu finden, ohne dass man es ihnen vorab ex cathedra diktiert."

Diese Offenheit, dieses Versprechen einer neuen Pädagogik – und zweifellos auch die Tatsache, dass „Eis Schoul" eine der drei einzigen Ganztagsschulen des Landes ist – haben einen ziemlich großen Ansturm auf dieses Pilotprojekt verursacht. Leider nicht immer aus den richtigen Gründen, so Hilger: „Für viele Eltern waren wir die letzte Chance, weil sie ihr Kind nicht unter Kontrolle hatten und glaubten, wenn es zu uns käme, dass sich dann die Probleme wie von selbst lösen würden. Doch leider haben auch wirkeine Zauberformel, auch wenn wir unser Bestes geben. Und dass das Gesamtkonzept von „Eis Schoul" die Eltern viel mehr mit einbezieht als andere Schulen, macht es auch nicht gerade leichter."

Was die Klientel angeht, so hat diese sich im Laufe der Jahre ziemlich differenziert. Hilger: „Es gibt wenige portugiesische Familien, die ihre Kinder hier anmelden, dafür aber mehr andere Ausländer. Viele Alleinerzieher kommen zu uns, auch und vor allem wegen der ganztäglichen Betreuung. Und natürlich kümmern wir uns um Kinder mit spezifischen Bedürfnissen, und diese stehen auch permanent unter der Aufsicht eines Erziehers."

Leider sei es aber auch so, dass die soziale Struktur des Schüleraufkommens zum Teil davon abhängig ist, welche soziale Elternschicht sich überhaupt für Pädagogik interessiert. Einfacher ausgedrückt: Arbeiterkinder sind in „Eis Schoul" eher selten anzutreffen.

Seit der Gründung kam es bloß ein einziges Mal zum Ausschluss eines Kindes von seiten der Schule, und der war von den Eltern akzeptiert und sogar initiiert. Andererseits sei es öfters vorgekommen, dass Eltern ihre Kinder auf eigene Initiative wieder aus der Schule nahmen, als sie merkten, dass diese hren Ansprüchen nicht genügte oder dass die Fortschritte kleiner waren als erhofft. ▶

Gesundes Volksempfinden

Dies hat auch viel mit dem politischen Druck zu tun, mit dem „Eis Schoul“ immer wieder zu kämpfen hatte. Denn gerade weil diese „Grundschule“ als einzige im Land vom Staat und nicht von der Gemeinde – auch wenn die Stadt Luxemburg den einen oder anderen finanziellen Ansporn gegeben hat und auch die Gebäude zur Verfügung stellt – bezahlt wird, war und ist „Eis Schoul“ vielen Abgeordneten ein Dorn im Auge. Dazu kommt, dass einigen Politikern das Experimentieren mit neuen und anti-autoritären Unterrichtssmethoden nicht unbedingt behagt, weil sie damit keine Stimmen bei ihrer Stammtischklientel absahnen können.

„Die Politiker wissen oft nicht mal, was sie anrichten, wenn sie eine parlamentarische Anfrage zu „Eis Schoul“ stellen. Sogar wenn eine solche eigentlich nur gut gemeint ist – wir stehen jedes Mal wieder im Mittelpunkt der Debatten. Und werden oft missverstanden inmitten all der Hysterie. Denn auch wenn die ehemalige Unterrichtsministerin Mady Delvaux in ihren letzten Amtshandlungen einiges geändert hat, so sind und bleiben wir immer noch ein Pilotprojekt und eine Art Labor. Was sich konkret geändert hat, ist der Fakt, dass wir ab jetzt keine „offizielle“ Forschungsschule mehr sind, auch wenn wir immer noch in Kontakt mit der Uni Luxemburg stehen. Die geplante und im Gesetz verankerte Zusammenarbeit erwies sich als sehr schwierig, und das ist sowohl unsere Schuld als auch die der Fakultät“, meint Marc Hilger.

Der letzte Mohikaner

Was „Eis Schoul“ wirklich braucht, ist Ruhe und Abgeschiedenheit und kein Druck von außen. Denn den macht sich die Schule schon selbst. Wer ihr ambitioniertes Konzeptpapier durchliest, der muss schnell feststellen, dass sich hier sehr anspruchsvolle Pädagogen zusammengetan haben, um das einigermaßen verstaubte Grundschulkonzept des Landes umzukrempeln. Wöchentliche Versammlungen des ganzen Lehrkörpers sollte es geben, ein Schülerparlament, das eigenständige Entscheidungen treffen kann oder die Möglichkeit für Kinder, eine Pause gerade dann einlegen zu können wenn sie es wollen: unter der Bedingung natürlich, dass sie ihr selbst auferlegtes Pensum erfüllen.

„Es gibt eine Reihe Bänke, auf denen die Schüler gemeinsam arbeiten können, dann haben wir eine Ecke, in die sich mehrere von ihnen zurückziehen können, um sich zu beraten. Und dann gibt es auch die Möglichkeit, alleine auf einer Bank zu arbeiten“, erklärt Marc Hilger, Lehrer und Präsident des Schulkomitees.



Guy Hoffmann

Von all dem ist nach sechs Jahren Praxis nicht sehr viel viel übrig geblieben. Angefangen beim Personal, wo Marc Hilger als letzter Mohikaner der Urbesetzung verbleibt, denn alle anderen Mitbegründer und Pioniere haben „Eis Schoul“ inzwischen verlassen. „Es gab von Anfang an Differenzen über die Methodik und auch über die Ideologie. Dies erzeugte eine ziemlich angespanntes Arbeitsatmosphäre. Einigen ging es nicht schnell genug, andere traten auf die Bremse. Rechnet man den politischen Druck noch hinzu, so verwundert es nicht, dass so viele das Handtuch warfen. Denn hier zu arbeiten ist nicht unbedingt einfach. Und wird man dann zusätzlich noch in ein schlechtes Licht gestellt, geht es schnell an die ureigene Substanz.“

Auch in Sachen Pädagogik hat sich vieles verändert. Die Rechte der Schüler, über ihr eigenes Lernpensum und über ihr Programm zu bestimmen, wurden stark eingeschränkt, und der Lehrkörper ist wieder die zentrale Autorität: Schüler dürfen zwar Vorschläge machen, und diese werden auch in der Klasse diskutiert. Am Ende ist es aber der Lehrer, der entscheidet. Sogar Strafen gibt es in „Eis Schoul“, zwar keine unsinnigen, wie Marc Hilger präzisiert, aber dass man einen Merksatz in mehreren Sprachen abschreiben muss, das kann schon vorkommen, wenn man Anweisungen ignoriert.

Doch trotz dem vielen Wasser im Wein soll „Eis Schoul“ allen Unkenrufen zum Trotz nicht eine x-beliebige Grundschule werden.

Die neue Regierung, so Marc Hilger, macht ihm bis jetzt jeine Probleme: „Wir haben schon Kontakt aufgenommen, und es wurde uns versichert, niemand wolle unsere Struktur abschaffen. Wir sehen uns nach wie vor als eine Art Laboratorium, auch wenn wir offiziell keinen Forschungsauftrag mehr haben.“

Ob er sich denn vorstellen könne mit der von der Regierung angedachten zweisprachigen Alphabetisierung testweise anzufangen? - „Ja, dafür gibt es uns ja auch.“

Luc Caregari

Die Märtyrerin vom Belair



Pol Aschamn © Photothèque de la Ville de Luxembourg

Primärschüler in den fünfziger Jahren

Ich bin die Neue in der Klasse. Ich habe eine voll gekackte Hose. Ich heule bei der Zeugnisvergabe. Ich kotze auf die Bank, auf das Heft meiner Nachbarin. All das ist schlecht für mein Image. Aber dann bekomme ich eine Krankheit, nach der man sogar eine Farbe benannt hat, bei der man sich schält und eine neue Haut bekommt. Bei der man sogar richtig sterben kann. So eine hatte außer mir niemand. Das verleiht mir wenigstens kurzfristig einen gewissen Nimbus.

Im Turnen bin ich so genannt steif, ich klebe jämmerlich auf dem ersten Knoten des Seils, das von der Schwindel erregend hohen Decke baumelt. Die coolen Mädchen entschweben bis nahe an die Decke, berühren triumphierend den letzten Knoten, und gleiten schwerelos herunter. Beim Völkerball gehöre ich zu dem trübseligen, immer weiter zu einem bedrohlichen Rest schmelzenden Häuflein der Nichtauserwählten, bis ich als chronisch Allerletzte einer der beiden Gruppen zugeschoben werde. Im Stricken bekomme ich immer 30 Punkte von 60, alle anderen mindestens 56. Wegen dem Stricken werde ich die Zehnte oder Zwölfte im Zeugnis. In meinen Daumenkuppen befinden sich tiefe Wunden, die nie verheilen, die jeden Freitag Nachmittag wieder aufgerissen werden. Jeden Freitag Nachmittag um drei, zur Sterbestunde Christi, bohren sich die Stricknadeln in meine kaum verschorften Daumenkuppen. Aber meine Aufsätze werden vorgelesen. Immerhin.

Wir sind 46 Mädchen in der Klasse. Ein Dutzend dieser Mädchen sind unglaublich cool. Sie geben den Ton in der Klasse an, ihre Väter sind Rechtsanwälte oder Ärzte und arbeiten nicht nur im Büro. Sie sind hübsch und sportlich und fahren Schi und reiten und spielen Tennis, nicht nur Federball abends vor der Haustür, oder Hallihallo. Sie sind lustig und schlagfertig. Sie sind ziemlich gut in der Schule, aber nicht so übertrieben, und keinesfalls Streberinnen. Sie sind nicht verkrampft im Turnen und erröten und heulen nicht bei jeder Kleinigkeit, sie wohnen in Häusern, in denen alles perfekt ist, auch der Ablauf der Geburtstagsfeiern, die so genannten Cafés, zu denen sich die Mädchen in mit Schönschrift beschriebenen Karten gegenseitig einladen. Sie tragen Sachen von Levis und Lacoste, und echte Schottenröcke, alles ist immer echt, sie entlarven alle Täuschungen, man kann ihnen nichts vormachen oder etwas vor ihnen verbergen. Spätestens die Umkleidekabine vor der Turnstunde bringt alles an den Tag, unstylige Unterhosen, von der Großmutter üppig angebrachte Säume, die bis unter die Achselhöhlen reichen. Die Aufdeckungen modischer Vertuschungsversuche sind gnadenlos. Die so genannte Busenfreundin ist die Große Liebe. Mit der Busenfreundin gehe ich Hand in Hand, ich bin glücklich, sie erobert zu haben, sie hat Sommersprossen wie die Schneiderbuch-Mädchen und ist genau so keck, ein bisschen frech, aber so, dass die Erwachsenen bezaubert lachen. Die Busenfreundin trägt die richtigen Kleider, ihre Mutter ist Chefin bei den braunen Pfadfinderinnen, und sie fährt Schi in St. Moritz. Der schlimmste Verrat kommt immer von der Großen Liebe.

Ich weine in mein Sonntagslieblingsessen, weil wir so arm sind. Wir sind sicher arm. Obwohl wir in einem großen Haus mit einem Garten auf dem Geesseknäppchen wohnen. Obwohl mein Vater, aber auch meine Mutter ein großes, ausschweifend geflügeltes Auto fährt und wir jeden Sommer einen Monat am Mittelmeer verbringen. Aber meine Kleider sind aus den Zolden, was den geschulten Augen meiner Mitschülerinnen nicht entgeht, und unser Auto ist eine Okkasion. Wir machen Camping- Urlaub und fahren nie Schi in St. Moritz. Außerdem arbeitet meine Mutter, was es gar nicht gibt. Meine Mutter ist Beamtin beim Europaparlament. Echte Mütter haben Migräne oder gehen zum Friseur oder zum Canasta spielen. Sie servieren Schnittercher oder Erdbeerfrappé, wenn eine Freundin zu Besuch kommt.

Ich sammele Heiligenbildchen mit dem Autogramm des Pfarrers. Auf seinem Schoß sitzen darf ich nie, obschon ich bestimmt die Frömmste der Klasse bin – mea culpa, ich Pharisäerin. Der Platz auf seinem Schoß ist für P. reserviert, die in St. Moritz Schi fährt. Im Beichtstuhl spüre ich den Lakritzatem des Pfarrers, kaum trete ich aus dem Beichtstuhl, ist meine Seele wieder voller schwarzer Flecken, ich bin eine Sünderin, eine Todsünderin, mindestens, eine Heuchlerin auch noch, was das allerschlimmste ist, alle halten mich für ein braves Mädchen. Ich bin der Teufel in Gestalt eines braven Mädchens, das die Kommunion macht und Gott verspeist, dass du eingehst unter mein Dach. Ich rutsche auf den kalten Marmorfliesen der kalten Belairer Kirche herum, es ist niemand da, die Pelzmäntel sind nicht da, die Krokodilledertaschen sind nicht da, ich bin allein mit Gott, ist er überhaupt hier. O Gott, ich Zweiflerin! Zweifeln ist die größte Sünde. Ich will Märtyrerin werden, erzähle ich meiner Mutter. Meine Mutter hat eher an Prof gedacht. Sie meint, ich würde es mir bestimmt noch anders überlegen.

Die Lehrerin nennt mich Musterschülerin. Sie sagt, die anderen sollen sich ein Beispiel an mir nehmen. Ich habe selten einen Strich an der Tafel aufgrund eines Vergehens wie Tratschen oder Unaufmerksamkeit, und bekomme nie eine Strafe. Das ist meinem Image auch nicht förderlich. Die Lehrerin gilt als sehr streng, ihre Strafen als beinahe drakonisch, aber anscheinend gerecht. Sie ist die Schwester eines Dichters, der tot ist, wie es sich für Dichter gehört. Wir lesen im Lesebuch seine luxemburgischen Gedichte. In einem beschreibt er einen heißen Mittag, man ist beim Lesen mittendrin in dieser Mittagsglut, diese Mittagsglut lerne ich gerne auswendig. Dass sie die Schwester eines toten Dichters ist, verleiht der Lehrerin in meinen Augen eine tragische Feierlichkeit.

Ich versuche, Streiche zu spielen wie die coolen Mädchen mit den Sommersprossen in den Schneiderbüchern oder bei Enid Blyton. Ich will nicht mehr gehäutet, geviertteilt werden oder den Löwen zum Fraß vorgeworfen. Durch Klingeldrücken in fremden Wohnanlagen mit anschließend durch die Sprechanlage servierter, meist tragisch gefärbter Botschaft kann ich meinen Status allmählich verbessern. In der fünften Klasse lassen wir Möchtegern-Anonyme so genannte schmutzige Zettelchen mit pikanten Nachrichten, z.B. über erstmals gesichtete Schamhaare, durch die Bankreihen gehen. Die Lehrerin, die jetzt eine altersmilde Frau mit einem bäuerlichen Haarknoten ist, findet sie regelmäßig und ist regelmäßig schwer enttäuscht. In dieser Sparte bin ich federführend.

Irgendwann ist es so weit. Wir wandern ins Lycée, eine geschlossene Belairer Truppe. Aber die Mädchen vom Limpertsberg stoßen dazu, die vom Bridel, und sogar Exotinnnen vom Dorf. Eine ist schon eine Frau, so oft hat sie die Klasse wiederholt. Eine hat einen Vater, der ist ein Arbeiter. Sogar in der muffigen Empfangshalle, in der die Direktorin, eine kleine, abweisend wirkende Frau, eine Begrüßungsansprache hält, in der von Auserwähltsein die Rede ist, spüre ich etwas Neues. Befreiendes.

Literatur wird wichtiger als Lacoste. Die Dornenkrone fliegt davon. Die Stigmata der Strickerin verheilen.

Michèle Thoma







Etudiant Poil Aux Dents

Boutonneux et militants
Pour une societe meilleure
Dont y s'raient les dirigeants
Ou y pourraient faire leur beurre
Voici l'flot des etudiants
Propres sur eux et non-violents
Qui s'en vont grossir les rangs
Des bureaucrates et des marchands
Etudiant poil au dents
J'suis pas d'ton clan pas d'ta race
Mais j'sais qu'le coup d'pieds au cul
Que j'file au bourgeois qui passe
Y vient d'l'école de la rue
Et y salit ma godasse

Maman quand j's'rais grand
J'voudrais pas etre etudiant
Alors tu seras un moins que rien
Ah oui ca j'veux bien

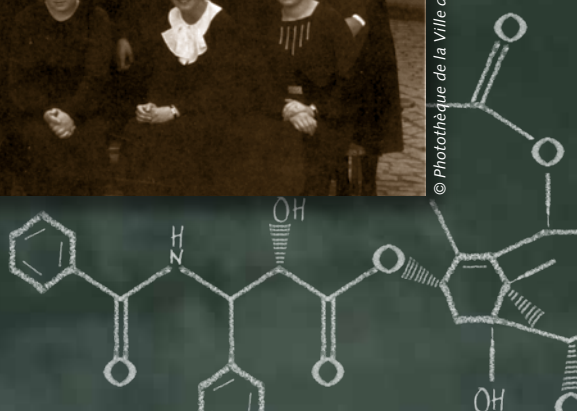
Renaud Sechan





Les professeurs Léon Thynes, Michel Hülsemann et Paul Henckes avec les étudiants (1927)

© Photothèque de la Ville de Luxembourg







© Photothèque de la Ville de Luxembourg

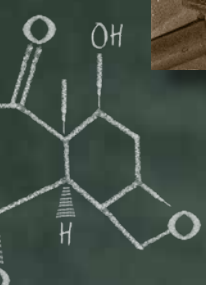
Les Quatre Bacheliers

Nous etions quatre bacheliers sans vergogne
La vraie creme des ecoliers, des ecoliers.
Pour offrir aux filles des fleurs, sans vergogne
Nous nous fimes un peu voleurs, un peu voleurs.
Les sycophantes du pays, sans vergogne
Aux gendarmes nous ont trahis, nous ont trahis.
Et l'on vit quatre bacheliers, sans vergogne
Qu'on emmene les mains liees, les mains liees.
On fit venir a la prison, sans vergogne
Les parents des mauvais garcons,
des mauvais garcons.
Les trois premiers peres, les trois, sans vergogne
En perdirent tout leur sang-froid,
tout leur sang-froid.
Comme un seul ils ont declare, sans vergogne
Qu'on les avait deshonores, deshonores.
Comme un seul ils ont dit: "C'est fini, sans vergogne
Fils indigne, je te renie, je te renie."
Le quatrieme des parents, sans vergogne
C'etait le plus gros, le plus grand, le plus grand.
Quand il vint chercher son voleur, sans vergogne
On s'attendait a un malheur, a un malheur.
Mais il n'a pas declare, non, sans vergogne
Que l'on avait sali son nom, sali son nom.
Dans le silence on l'entendit, sans vergogne
Qui lui disait: "Bonjour, petit, bonjour, petit."
On le vit, on le croirait pas, sans vergogne
Lui tendre sa blague a tabac, blague a tabac.
Je ne sais pas s'il eut raison, sans vergogne
D'agir d'une telle facon, telle facon.
Mais je sais qu'un enfant perdu, sans vergogne
A de la corde de pendu, de pendu.
A de la chance quand il a, sans vergogne
Un pere de ce tonneau-la, ce tonneau-la.
Et si les chretiens du pays, sans vergogne
Jugent que cet homme a failli, homme a failli
Ca laisse a penser que pour eux, sans vergogne
L'evangile, c'est de l'hebreu, c'est de l'hebreu.
Ca laisse a penser que pour eux, sans vergogne
L'evangile, c'est de l'hebreu, c'est de l'hebreu.

Georges Brassens







Bibliography / Analysis

Katholische Schulbibel

für die

Diözese Luxemburg.

Mit Genehmigung
des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Luxemburg.

Buchschmuck
von Philipp Schumacher, München.

Ethik- und Religionsunterricht
Heute, gestern, morgen

Druck und Verlag für die Diözese Luxemburg:
St. Paulus-Druckerei, Luxemburg.

Du sollst nicht streiten“, „Du sollst nett sein zu anderen“ – ist es das und Ähnliches, was Primärschulkinder im Fach „Education morale et sociale“ *(EMS)* lernen? Keineswegs, denn es geht nicht darum, eine Art laizistischen Katechismus zu unterrichten, sondern die Kinder zum Selberdenken anzuregen. Die Lehrer und Lehrbeauftragten nennen ihr Fach sowieso lieber „Philosophieren mit Kindern“, ein Konzept, das auf der Seite *www.ethikunterricht.lu* wie folgt beschrieben wird: „Die Beschäftigung mit Gedanken, Werten und Normen der philosophischen und religiösen Tradition ermöglicht Kindern, Ideen und Argumente zu durchdenken, zu bewerten und nach eingehender Prüfung möglicherweise in ihr eigenes Weltbild zu integrieren.“

Philosophieren mit Kindern, geht das überhaupt? Die im Lehrplan für die Primärschule vorgesehenen Fragestellungen wie „Wer bin ich?“ oder „Was ist wahr, was ist wirklich?“ lassen sich, obwohl sie abstrakt sind, zweifellos auch mit Kindern auf sinnvolle Weise diskutieren. Bei anderen Themen, wie „Die Frage nach dem Anderen“, geht es sehr konkret zu: Kinder sollen lernen, bei Konflikten aus dem Schema Aggression-Gegenaggression auszubrechen, indem sie das jeweilige Problem beschreiben und gemeinsam nach einer Lösung suchen. Eine praktische Übung besteht darin, Du-Sätze in Ich-Sätze umwandeln, zum Beispiel wird „Du schreifs Quatsch iwer mech op Facebook“ zu „Ech fille mech schlecht gemaach op Facebook“.

So klar war die Ausrichtung der *EMS* nicht immer, und detaillierte Vorgaben gibt es erst seit wenigen Jahren. Bereits in den 1990er Jahren boten viele große Gemeinden einen Ethikunterricht an. Doch erst 1998 wurde die Option einer Dispens vom Religions- und gegebenenfalls Moralunterricht abgeschafft und dafür der Anspruch auf *EMS* in allen Primärschulen eingeführt. Durch seine Entstehungsgeschichte ist der Ethikunterricht also eine laizistische Alternative zum Religionsunterricht, der von seinen Kritikern als eine katholische Indoktrinierung angesehen wird.

Paradoxerweise ist aber die heutige „Education religieuse et morale“ *(ERM)* seit langem kein Katechismusunterricht mehr und hat moderne Lehrmethoden entwickelt. Jean-Louis Zeien, Schulreferent des Erzbistums, beschreibt den Religionsunterricht als „dialogisches Geschehen, das existentielle Fragen aufgreift und dem Schüler zugleich hilft, auch die spirituelle Dimension des Lebens zu entdecken“. Deshalb bewege man sich auch „weg von einem rein katechetisch ausgerichteten Religionsunterricht hin zu einem Fach, das sich als Hilfe zu einer Lebensorientierung aus christlicher Verantwortung heraus versteht“. Die Geschichten und Gleichnisse aus der Bibel bringen die Kinder zum Nachdenken, berichtet eine Religionslehrerin, und sie hinterfragen „unser überhebliches und profitorientiertes Denken“. Interessant ist auch die Feststellung dieser Lehrerin, dass im Religionsunterricht Kinder ein Erfolgserlebnis haben können, das sie aus anderen Fächern nicht kennen. Eine ähnliche rehabilitierende Rolle für schulisch oder sozial benachteiligte Kinder sprechen die Ethiklehrer ihrem Unterricht ebenfalls zu.

Grundsätzlich scheinen beide Fächer sich vom Lehren religiösem oder laizistischem Wissen und Wahrheit wegzubewegen, hin zu einer Pädagogik, die Kinder dabei hilft, eine eigene Haltung zu ethischen und metaphysischen Fragen zu finden. In der Praxis dürfte der Unterricht sehr stark von der Persönlichkeit der Lehrerin oder des Lehrers abhängen – man hört sowohl von staubtrockenem Frontalunterricht wie auch von nicht sehr zielorientierten Mal- und Bastelaktivitäten – in beiden Fächern. Die Persönlichkeit der Lehrperson ist es denn auch häufig, die bei der Wahl zwischen *EMS* und *ERM* den Ausschlag



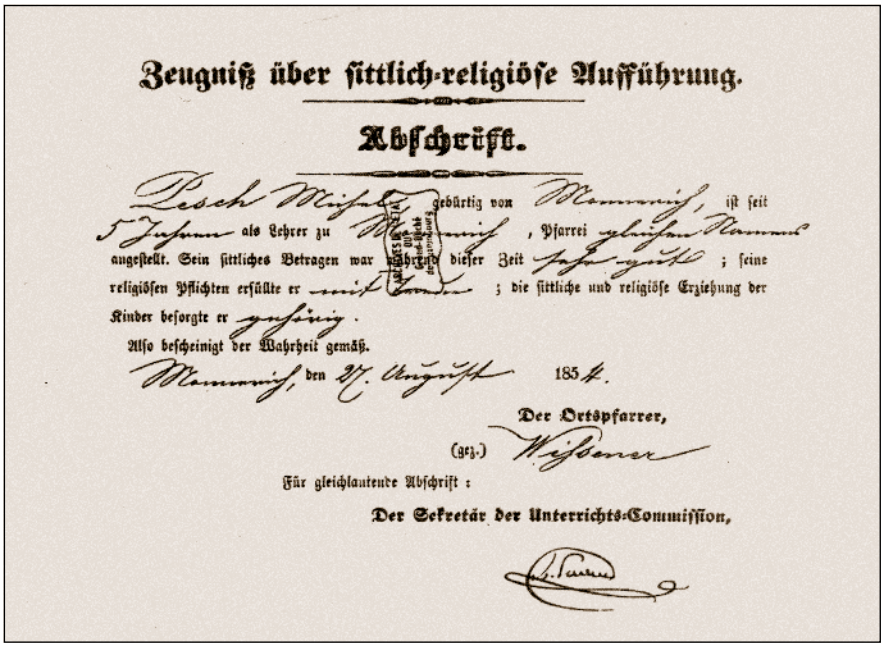
Pol Aschman © Photothèque de la Ville de Luxembourg

Schlussprozession (1956): Damals war Luxemburgs kleine katholische Welt noch in Ordnung



Théo Mey © Photothèque de la Ville de Luxembourg

1965 wurde mit der Loi Dupong der Lehrplan der Mädchenlyzeen endlich dem der Jungen angepasst und per Gesetz die koedukative Erziehung eingeführt. Zudem wurde der katholisch-konfessionelle Religionsunterricht durch den alternativen Kurs Morale laïque ergänzt. Die 68er Bewegung leitete zudem einen gesamtgesellschaftlichen Bewusstseinswandel ein, der den politischen Einfluss der Katholischen Kirche in Luxemburg immer mehr zurückdrängte.



Zeugniß über sittlich-religiöse Aufführung.

Abschrift.

Pesch Michel gebürtig von Mamer, ist seit 5 Jahren als Lehrer zu Mamer, Pfarrei Mamer angestellt. Sein sittliches Betragen war während dieser Zeit sehr gute; seine religiösen Pflichten erfüllte er mit Eifer; die sittliche und religiöse Erziehung der Kinder besorgte er gewissenhaft.

Also bescheinigt der Wahrheit gemäß.

Mamer, den 17. August 185 4.

Der Ortspfarrer,

(gez.) Wiltheim

Für gleichlautende Abschrift:

Der Sekretär der Unterrichts-Commission,

„Certificat de moralité et de pratique religieuse“, das die Lehrer laut dem Schulgesetz von 1843 bei ihrer Einstellung vorlegen mussten.

© Archives Nationales, Luxembourg

gibt: Macht sie einen guten Eindruck auf die Eltern, kann sie die Kinder begeistern? Hinzu kommt natürlich der mehr oder weniger explizite Zwang, sich für den Religionsunterricht zu entscheiden, wenn das Kind an der Kommunion teilnehmen will.

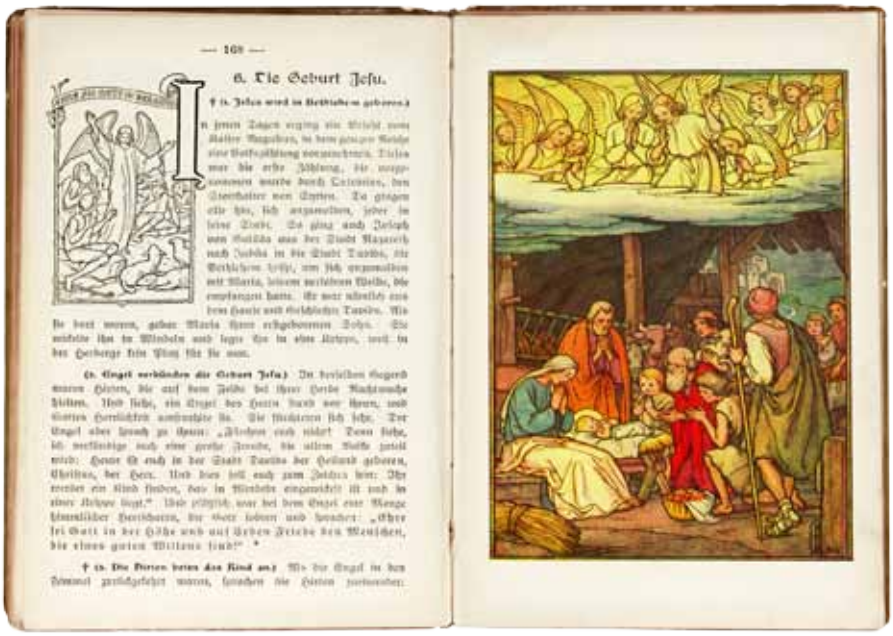
Dass sich die beiden Fächer in gewissem Maße aufeinander zubewegt haben, kann nicht vergessen lassen, dass 150 Jahre lang eine Art Schulkrieg in Luxemburg stattgefunden hat, bei dem der Religionsunterricht und die Frage nach Alternativen eine zentrale Rolle gespielt haben. Wenn heute die Religionslehrer eine Art Zaungast in der öffentlichen Schule sind, so befanden sich die Schulen im 19. Jahrhundert unter der Fuchtel der katholischen Kirche, deren Einfluss erst nach und nach zurückgedrängt wurde. Bis 1912 war die Teilnahme an den Messen ein integraler Teil des Schulbesuchs und das Lehrpersonal benötigte ein vom Pfarrer ausgestelltes „certificat de moralité“. Die hart umkämpfte „Loi Braun“ von 1912 änderte dies und entband die Lehrer auch davon, Religion unterrichten zu müssen. Es wurde ebenfalls die Möglichkeit einer Dispens vom Religionsunterricht eingeführt. Ein alternativer Kurs wurde erst 1968 im Sekundarunterricht und 1998 in den Primärschulen eingeführt. Der zweifelhafte Einfluss der Kirche innerhalb des Schulbetriebs aber hielt sich noch bis weit in die Nachkriegszeit und hat der Causa des Laizismus immer wieder neue Nahrung gegeben.

Nach wie vor besucht die Mehrheit der Schüler den Religionsunterricht, der Anteil ist aber tendenziell fallend. Auf laizistischer Seite tendierte man lange dazu, die Forderung einer Abschaffung des Religionsunterrichts mit einer grundsätzlichen Ablehnung eines Werte vermittelnden Faches zu verbinden. Das mag erklären, warum der Ethikunterricht bis vor kurzem von den meisten Akteuren stiefmütterlich behandelt wurde.

Interessanterweise gab es in Luxemburg ein Jahrzehnt lang in der öffentlichen Schule keinen Werteunterricht. Das Gesetz von 1912 – dessen Bestimmungen mit heutigen Augen unglaublich kirchenfreundlich sind – wurde vom katholischer Seite als frontaler Angriff angesehen. Der damalige Bischof Jean-Joseph Koppes entschied sich für Fundamentalopposition: Er exkommunizierte alle Abgeordneten, die für das Gesetz gestimmt hatten und boykottierte das Gesetz, indem er den Pfarrern verbot, im Rahmen der öffentlichen Schule Religionsunterricht zu halten. Erst 1921, nach dem Tode von Koppes, normalisierte sich die Situation und die Pfarrer kehrten in die Schulen zurück.

Die zwischen 1912 und 1921 gegebene Situation – ein außerhalb der Schule stattfindender Religionsunterricht – ist in so verschiedenen Ländern wie Frankreich („cours du catéchisme“) oder den USA („Sunday school“) seit über 100 Jahren gegeben. Es ist auch die Situation, in der sich in Luxemburg die nicht-katholischen religiösen Familien wiederfinden – mit dem Nachteil, dass ihre Kinder im Rahmen der Schule einen ihnen aufgezwungenen – religiösen oder laizistischen – Werteunterricht besuchen müssen. Die Luxemburger Regierung plant, einen anderen Weg zu gehen, bei dem die Kinder aus Familien mit verschiedenen moralisch-weltanschaulichen Traditionen nicht zwischen zwei oder mehr solcher Fächer auswählen dürfen oder müssen, sondern gemeinsam unterrichtet werden in einem Fach mit universellem Anspruch. Angesichts der Entwicklung der beiden Fächer, der praktischen Philosophie für Kinder und Jugendliche einerseits und – bei allen Schwächen – des Religions- und Moralunterrichts andererseits, bilden diese sicherlich ein Fundament, auf das ein solches Fach aufbauen kann.

Raymond Klein



— 169 —

6. Die Geburt Jesu.

Schulbibel (1929)

© Bibliothèque Nationale Luxembourg

Le *International Baccalaureate* à l'Athénée de Luxembourg



Guy Hoffmann

Les étudiants du «Diploma Programme» (Niveau supérieur en histoire)

L'Athénée de Luxembourg est depuis 2010 *IB World School*. L'International Baccalaureate est un programme ambitieux qui s'échelonne sur quatre années. Les deux premières, le «10th and 11th grade» – qui correspondent à la quatrième et à la troisième de l'Enseignement secondaire – constituent le Middle Years Programme, tandis que les deux dernières (comparables à la deuxième et à la première luxembourgeoises) forment le Diploma Programme, le *IBDP*. Les deux années du Diploma Programme s'adressent à des jeunes motivés, désireux de travailler et de s'ouvrir au monde et elles se terminent par un diplôme international reconnu par toutes les grandes universités du monde.

Cette forme d'enseignement est proposée dans presque tous les pays du monde, et ceci dans trois langues: l'anglais, le français et l'espagnol. A Luxembourg, les élèves intéressés peuvent s'inscrire à l'*IB* en français au Lycée Technique du Centre ou en anglais à l'Athénée de Luxembourg. Pour y entrer, l'élève doit passer un test d'anglais (entre autres): toutes les branches en effet – à part les langues – sont enseignées en anglais.

La première année, donc en quatrième (10th grade), les élèves ont cinq leçons d'anglais par semaine, cinq leçons de français, quatre leçons d'allemand et de mathématiques, deux leçons d'histoire et deux de géographie, cinq leçons de sciences expérimentales (biologie, chimie, physique), deux leçons d'art visuel et de musique et deux heures de sport. La deuxième année (11th grade), le cours de géographie est remplacé par trois leçons d'économie. Dès les premières années de l'*IB*, un accent particulier est mis sur le travail autonome de l'élève, sur ses compétences d'analyse et de recherche. Appuyé et conseillé par ses enseignants, il conçoit et rédige des projets personnels qui le préparent aux travaux de recherche substantiels qui sont à remettre dans les deux années finales.

Lors des deux dernières années, le Diploma Programme donc, l'élève accentue ses cours selon ses intérêts et ses visions professionnelles. Il peut apprendre toutes les branches en «Standard Level» ou en «High Level». Afin d'être admis à l'examen final, trois branches doivent avoir été suivies en niveau supérieur, ce qui équivaut à un cours de cinq leçons par semaine dans chacune des branches «High Level». Cette possibilité de choisir les points forts de ses études selon ses intérêts contribue à une grande motivation des élèves qui sont sollicités par d'importants travaux. Ainsi, aucun élève n'est admis à l'examen final s'il n'a pas remis un «Extended Essay», un travail de recherche d'envergure dans une branche qu'il peut librement choisir.



Le curriculum de l'*IB* comprend une autre branche importante: «Theory of Knowlege», la théorie du savoir, des connaissances, une forme de philosophie appliquée. Comment acquiert-on des connaissances, comment en fait-on l'analyse et le tri, quelles sont les relations entre philosophie et histoire ou sciences naturelles? La réussite dans cette branche est également indispensable pour l'accès à l'examen final.

Mais comme les jeunes sont aussi des sportifs, des artistes, des êtres sociaux, le volet «Creativity, action, service» tient particulièrement compte de ces affinités. Pendant 150 heures, réparties sur deux ans, ils se consacrent à des activités sportives, des créations artistiques et des activités sociales.

Ce qui rend l'*IB* particulièrement enrichissant, est le fait que des élèves des horizons les plus divers y étudient ensemble, apprennent les uns des autres, partagent leurs cultures et leur histoire, en découvrant ensemble le Luxembourg. De plus en plus d'élèves luxembourgeois d'ailleurs optent pour les cours de l'«International Baccalaureate», attirés par la rapidité par laquelle ils y apprennent l'anglais et par la possibilité d'étudier plus en profondeur les branches qui les intéressent, et ceci dans un cadre qui n'est pas sans rappeler quelquefois l'*ONU*, tant les nationalités et les origines des élèves sont variées.

Le cursus de l'*IB* prodigué à l'Athénée de Luxembourg est riche, diversifié et intéressant – et, détail non négligeable – totalement gratuit, et ceci grâce au soutien généreux du Ministère de l'Education Nationale.

Simone Beck

Pour de plus amples informations:
www.ibo.org
http://www.al.lu/index.php/ib/presentation

Karrieren

Ein Klassenbild aus den Sechzigern



© Norbert Ketter (1970)

Ein alter Schulfreund von mir habe, so erzählte mir meine Mutter damals ganz aufgeregt, eine Praxis als Doktor der Psychiatrie eröffnet. Die Tante meines Schulfreundes hatte ihr besagte Neuigkeit nicht ohne Stolz im Supermarkt mitgeteilt. Der Ton, den meine Mutter in ihre Worte legte, machte mir unmissverständlich klar, dass auch sie eine derartige Karriere ihres Sohnes durchaus nicht ungern gesehen hätte. Psychiater, wie das schon klinge. Vorher sei er jahrelang Assistenzarzt in einem Mannheimer Großkrankenhaus gewesen. Und ich sah in ihren Augen eine Sehnsucht, aus der sämtliche Folgen der *Schwarzwaldklinik* mir heimleuchteten.

Ich versuchte mich an meinen einstigen Klassenkameraden Pierre zu erinnern. Ein bisschen schwerfällig war er gewesen, etwas dicklich schon kurz nach der Pubertät. Hatte er nicht immer diesen stoischen Heulton ausgestoßen, wenn ihm etwas nicht passte? Eine Freundin hatte er während seiner Gymnasialzeit auch nicht gehabt, dessen war ich mir ganz sicher. Dafür hatte schon seine Mutter gesorgt, die ihn statt dessen während der freien Nachmittage auf die lokale Musikschule geschickt hatte, wo er jahrelang Solfeggienkurse belegte und schließlich Klarinette spielen musste, obwohl er vollkommen unmusikalisch war. Später, als wir andern bereits jeden Abend in der Kneipe hockten, hatte sein Vater ihm einen Kurzwellensender auf dem Dachboden installiert, und Pierre radebrechte allabendlich den internationalen Funker-Jargon. Ansichtskarten aus der ganzen Welt mit militärisch knappen, kodierten Grußformeln schmückten seine schrägen Mansardenwände.

Pierre war also Psychiater geworden. Das stimmte mich nachdenklich. Mir fiel plötzlich wieder ein, was damals mit Serge und Stefan passiert war. Am Abend begann ich zu Hause in einem Karton mit Briefen und alten Fotos zu kramen. Richtig, da war es, das Klassenfoto, das ein Lehrer während eines Schulausfluges – ich glaube, wir waren mit dem Bus nach Vianden gefahren – von uns geschossen hatte. Das Bild ist aus dem Jahre 1969, wir waren damals Tertianer oder bereits Sekundaner, ich weiß es nicht mehr genau. Auf jeden Fall muss es vor der Einführung der gemischten Klassen gewesen sein, denn auf dem Foto grinsen mir nur Siebzehn- bis Neunzehnjährige männlichen Geschlechts entgegen. In der mittlerem Reihe steht Pierre, mit seinem fleischigen Gesicht, den für damals eher kurzen Haaren und dem unmöglichen Anorak. Er sieht aus, als habe er sich nie nach etwas anderm gesehnt als nach einem geregelten Dasein als Gemeindebeamter oder als Angestellter der Luxemburger Sparkasse.

Dagegen die beiden direkt neben ihm auf dem Foto, das waren Kerle! Der schlaksige Pit mit der langen Mähne, dem breiten Ledergurt über den hautengen Jeans, den flatternden Hemden, an denen immer mindestens vier Knöpfe offenstanden: Sah er nicht aus wie Mick Jagger? Pit war Mitbegründer der trotzkistischen Schülerfront gewesen, und bei ihm zu Hause stand eine alte Hektografiermaschine, auf der die Flugblätter gedruckt wurden mit den revolutionären Botschaften *Indochine vaincra* oder *Nieder mit dem imperialistischen Schweinesystem*. Pit war später Computerexperte bei *IBM*.

Der Junge neben Pit trägt eine amerikanische Parka, wie es damals Mode war, um seine Schulter hängt eine Militärtasche mit aufgesticktem Peace-Zeichen, und sogar auf dem Foto wirken seine Pupillen irgendwie erweitert. Serge war ein Jahr lang mein Freund und Banknachbar gewesen, wir hatten hin und wieder bei ihm zu Hause Pink Floyd gehört und dabei einen Joint geraucht. Irgendwann hatte Serge das *LSD* entdeckt, die *Purple Haze*-Trips, wie sie in Insiderkreisen genannt wurden. Seitdem fand er die Schule und die Lehrer nur noch zum Lachen. Kichernd und mit rot entzündeten Augen saß er noch einige Zeit neben mir in der Bank, dann ging er von der Schule ab. Hin und wieder hörten wir noch von ihm, z.B. dass er sich inzwischen Heroin spritzte und auch schon mal beim Dealen erwischt worden war. Ich glaube, es war 1976, als ich durch Zufall die Todesanzeige im *Luxemburger Wort* las. Jemand erzählte, er habe sich im Elternhaus erhängt.

Ganz links auf dem Foto entdecke ich Stefan. Stefan wurde immer *der große Durchblicker* genannt. Ich glaube, er war damals einer der ersten von uns, dem klar wurde, dass nicht nur der Krieg in Vietnam und die Amerikaner an allem Unglück in der Welt schuld waren.

Es war Stefan, der dafür sorgte, dass einige von uns auf den Psychotrip kamen. Bücher wie *Der Urschrei* und *Anatomie der Neurose* von Arthur Janov, *Einbruch der Sexualmoral* von Wilhelm Reich oder *Der Tod der Familie* von David Cooper machten uns innerhalb kürzester Zeit unmissverständlich klar, dass wir allesamt hoffnungslose Neurotiker waren, unschuldige Opfer einer kleinbürgerlich-verklemmten Erzie-

hung. Das einzige, was uns vielleicht noch helfen konnte, davon waren wir felsenfest überzeugt, war eine sogenannte Primärtherapie am *Primal Institute* in Los Angeles. Ich weiß noch genau, dass ich damals ernsthaft erwog, mich für einige Monate dort anzumelden. Das Ansinnen scheiterte leider an den rund 10000 Dollar, die der Spaß gekostet hätte.

Wenn jemand stirbt, nicht das allein ist Tod: Der Rilke-Vers, den Stefan uns so oft zitiert hatte, um seine Janov-Lektüre zu untermauern, sollte sich Jahre später für ihn selber aufs fatalste bewahrheiten: Stefan war einer der ersten, die in den siebziger Jahren in Luxemburg nach sogenannten alternativen Lebensformen suchte. Zusammen mit einigen Freunden gründete er die erste Wohngemeinschaft in einem kleinen Dorf im Osten des Landes. Doch die Erfahrungen innerhalb dieses Zusammenlebens stellten ihn, der sich und den andern dauernd die schlimmsten Diagnosen stellte und dessen Psychojargon von Tag zu Tag unverständlicher wurde, nicht zufrieden.

Es war 1977, glaube ich, als Stefan, inzwischen 23, sich in Österreich einer der berüchtigten, von einem gewissen Otto Mühl geleiteten sogenannten Selbsterfahrungsgruppen anschloss. Diese Therapie, eine Art psychische Pferdekur, zielte darauf ab, die neurotische Persönlichkeitsstruktur des Patienten zu zerschlagen und ihm, wie das damals hieß, sein *reales Selbst* zurückzugeben. Bei Stefan schien das allzu gut funktioniert zu haben. Als er nach mehreren Monaten zurückkehrte, war er in der Tat ein anderer. Er sah aus wie die Inkarnation eines Irrenwitzes, lallte wirres Zeug, saß tagelang mit autistisch-stierem Blick im Zimmer und war nicht mehr ansprechbar. Schaudernd zogen sich die Wohngemeinschaftsgenossen von ihm zurück und übergaben ihn, der immer auf Kriegsfuß mit den kleinbürgerlichen Eltern gestanden hatte, aufatmend in deren Obhut zurück. Der Psychiater diagnostizierte lakonisch eine akute Katatonie, verschrieb starke Neuroleptika und ließ Stefan an einigen Nachmittagen in der Woche in einer Art Tagesstätte für Geisteskranke mit Bauklötzen spielen.

Ich habe gehört, Stefan lebt heute immer noch bei den Eltern. Es gehe ihm etwas besser, und er arbeite halbtags als Pförtner in einem kleinen Betrieb.

We don't need no education

(Pink Floyd, The Wall)

So etwas hätte Christian natürlich nie passieren können. So wie er da selbstbewusst an seiner Zigarette zieht, rechts oben im Bild, in seinen engen, an den Beinen weit ausgestellten Tweed-Hosen, die Haare weder zu kurz noch zu lang, ein pubertär sprießendes Bärtchen auf der Oberlippe, ein silbernes Kettchen am rechten Handgelenk, wirkt der damals knapp Achtzehnjährige schon recht dandyhaft. Christian hatte schon vor dem Abitur eine feste Freundin, ein Mädchen aus bürgerlich-soliden Kreisen, deren Vater ein gutgehendes Modegeschäft führte und die er später auch heiratete. Mit Literatur und Philosophie wusste Christian überhaupt nichts anzufangen, unter der Bank las er statt dessen heimlich den *Playboy* oder die Zeitschrift *Auto Motor Sport*. Er war auch der erste von uns, der den Führerschein machte und nicht selten mit dem väterlichen *BMW* an der Schule vorfuhr.

Christian war für keine Überraschung gut. Er ist das geworden, was er immer schon werden wollte: Geschäftsmann. Ich habe ihn neulich zufällig in der hauptstädtischen Fußgängerzone getroffen, in die Auslage eines Juwelierladens vertieft. Er hatte sich fast überhaupt nicht verändert, sportlich und sonnengebräunt wie er dastand. Nur das Silberkettchen hatte er durch ein solches aus Gold vertauscht. Er hat mich nicht erkannt, und so bin ich schnell vorbeigegangen.

Ausgerechnet Albert, der kleine Albert, der so treuherzig dasteht und ein bisschen verschmitzt ins Objektiv schaut, hat eine politische Karriere gemacht. Kaum Anfang dreißig, war er bereits Parlamentsabgeordneter und Bürgermeister jener kleinen wohlhabenden Gemeinde am Rande der Hauptstadt geworden, in die er erst vor kurzem zugezogen war. Jeden Tag sah ich ihn aus den Lokalspalten der Zeitung lächeln, wenn wieder eine neue Industriezone eingeweiht wurde oder wenn er als Bürgermeister alte Leutchen zu Hause oder im Pflegeheim besuchte, die *in geistiger Frische und im Kreise ihrer Lieben* ihren 90. Geburtstag feierten. Ausgerechnet Albert, der bei politischen Diskussionen immer verständnislos den Kopf schüttelte, nie eine Zeitung las und von dem scharfzüngigen Sozialkundelehrer immer *Albert le bienheureux* genannt wurde, bekleidet heute also eine öffentliche Funktion. Inzwischen ist er bereits mehrmals ins Parlament gewählt worden. Neulich hörte ich ihn durch Zufall im Radio, wie er ein scharfes Streitgespräch mit politischen Gegnern über Rentenpolitik und sozialen Wohnungsbau führte. Seine Stimme ist selbstbewusst geworden, sie hat fast schon ein patriarchalisches, um nicht zu sagen ein landesväterliches Tremolo. Wortschöpfungen wie *Lohn-Preis-Spirale*, *Kommodo-Inkommodo-Verfahren*, *Lebenskostenindex*, *Raumplanung*, *Kulturzentrum* oder *Nachhaltigkeit* stößt er, je nach Lage der Dinge, wie düstere Drohungen aus oder aber er lässt sie auf der Zunge zergehen wie verheißungsvolle Utopien.

Albert war in seiner Schüler- und Studentenzeit ein leidenschaftlicher Fußballspieler gewesen und danach, wenn ich mich recht erinnere, zum Kassierer im lokalen Vereinsvorstand gewählt worden. Diese Karriere muss ihm irgendwie den Weg in die Landespolitik geebnet haben.

Ernst und feierlich lässt ganz hinten auf dem Foto ein etwas untersetzter Junge mit einer dicken Hornbrille unter schütterem Haar, dem man schon die spätere Glatze ansieht, den Blick in eine ungewisse Ferne schweifen. Kein Zweifel, das ist Eric, Philosophen-Eric, wie er immer genannt wurde. Hatte er nicht schon auf Quinta den denkwürdigen Satz geprägt: *Die Wahrheit ist nichts, doch das Nichts ist die Wahrheit!* Eric war immer der einzige, der im Religionsunterricht eifrig mitschrieb und den schon etwas tatterigen Lehrer mit scharfen metaphysischen Fragen aus dem Konzept brachte. Irgendwie ging er allen auf die Nerven, auch den Lehrern, obwohl er einer der fleißigsten war. Wenn der junge Philosophielehrer uns für Hegel, Marx oder Sartre begeistern wollte, störte Eric mit seinem Nietzsche-Fimmel oder gar mit Kierkegaard-Zitaten.

Als er das erste Jahr auf der Universität war, starb der Vater. Eric, das Einzelkind, wollte die Mutter nicht im Stich lassen, brach Philosophie- und Germanistikstudium ab und wurde Volksschullehrer. Inzwischen ist er unter die Hobbymaler gegangen: In den Sommerferien sah ich ihn in der Unterstadt mit Pfeife und Baskenmütze vor einer Staffelei sitzen, eifrig und ernsthaft bemüht, die alten Festungsmauern und den Bockfelsen auf seinen Aquarellblock zu bannen.

Und all die anderen? Siebzehn Schüler zähle ich auf diesem nun fast vierzigJahre alten Klassenfoto. Zu einigen fallen mir nicht mal mehr die Namen ein. Warum habe ich die Einladungen zu den Klassentreffen, die mir einige Jahre lang mit schöner Regelmäßigkeit zugeschickt worden waren, immer in den Wind geschlagen? Schon der Ausdruck *Konveniat* hat mir immer kalte Schauer den Rücken hinuntergejagt. Und dann erst das Programm: Zuerst *Kranzniederlegung* am Grabe von Serge, anschließend irgendeine Betriebs- oder Museumsbesichtigung, danach Schinkenplatte, Kegelabend und zum krönenden Abschluss natürlich das obligate Besäufnis – nein danke.

Aber ich weiß ja nun, dass unsere Klasse immerhin einen Psychiater, einen Pflegefall, einen Drogentoten und einen Politiker hervorgebracht hat. Das ist ja schon mal nicht schlecht für den Anfang.

René Clesse



Kohl- Crouzet, Corinne
Illustré par Mrazkova, Iva www.atelier-iva.eu
Les mille et une vies de Mélusine. De la créature de la nuit au mythe et ses métaphores
ISBN 978 9995 970727

Ce livre met à la portée de tous, la fantastique épopée millénaire de Mélusine personnage mythique et multiple. Un survol d'hier à aujourd'hui, ailleurs et au Luxembourg aussi.

Légende de la couverture du livre:
Mélusine selon Rabelais.



Kohl-Crouzet, Corinne
Design Blanco, Maxime
Le livre interactif
«Mélusine et ses métamorphoses»
Deux versions bilingues
ISBN 978 9995 900267 (Fr/lux)
ISBN 978 9995 900274 (Alld/port)

Par de courtes histoires bilingues, illustrées, ludiques, le jeune lecteur découvre les multiples métamorphoses de la démone, voyage dans le temps. Un «QR code» par page renvoie sur aroundthestory.com, vers plus d'informations, des quiz et des ateliers créatifs...



Berry, Steve
Le monastère oublié

Avec le«Monastère oublié», les lecteurs de l'écrivain américain Steve Berry embarquent pour une aventure mouvementée à travers la Chine du premier empereur Quin Shi, le créateur du mausolée et de l'armée des soldats en terre cuite. Le mausolée de Quin Shi renferme un secret qui est au centre de la lutte entre les prétendants au pouvoir actuel en Chine, à savoir: Kwai Tang et Ni Yong. L'ancien agent secret Cotton Malone et son amie Cassiopée Vitt sont mêlés à la recherche de ce secret depuis que Cassiopée a volé une très vieille lampe provenant de la tombe du premier empereur. Comme à son habitude, Steve Berry mélange habilement faits historiques et éléments de fiction dans ce thriller un peu compliqué, mais qui réussit à tenir ses lecteurs en haleine jusqu'à la dernière des 641 pages!



Daman, Viviane
Meurtre au poulailler
Initiative«Freed um Liesen» 63 p.

Qui a tué les poules? Est-ce que se sont vraiment les demandeurs d'asile? Michel et son ami Nicolae ont vu les malfaiteurs, mais comment informer la police et faire arrêter les vrais coupables? L'auteure luxembourgeoise Viviane Daman a eu la bonne idée d'écrire ce petit roman policier pour enfants en langue française. Le texte est facile et s'adresse à de jeunes lecteurs de 10 ans et plus. Des sujets importants, tels que le racisme vis-à-vis des étrangers et les dangers des jugements fondés sur des rumeurs non-vérifiées, sont également abordés dans cet ouvrage.



Illies, Florian
1913, der Sommer des Jahrhunderts
Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2013. 319 S.

1913 ist das Jahr vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In zwölf Kapiteln, aufgeteilt nach den Ereignissen des Jahres, beschäftigt der Autor sich mit großen und kleinen Geschichten, Katastrophen und Abenteuern, welche die High Society in Atem halten. Es wird sich wenig mit Politik beschäftigt. Gestalten wie Hitler und Stalin kommen nur am Rande vor. Es ist vor allem die kulturelle und literarische Elite von Berlin, München, Wien und Paris, die in diesem Buch beschrieben wird. Der Autor springt von Schauplatz zu Schauplatz, von Protagonist zu Protagonist. Es gelingt ihm ganz gut, die Atmosphäre dieses letzten Jahres vor dem Untergang der damaligen Weltordnung einzufangen. Mal kürzere, mal längere Anekdoten zeichnen ein aufregendes Bild des Jahres 1913.

Mardis Littéraires
Programm Mee-Juli 2014 (um 18:30 Auer)

6. Mee

Gaston Gröber a Nora Wagener
liesen Auszich aus hiere Wierker

22. Mee

En Owend mam Aharon Appelfeld zes.
mat der Ambassade d'Israel an dem IPW

3. Juni

Susanne Jaspers: Dann drehe ich mich um und gehe

26. Juni

Katharina Hacker: die Habenichtse
(deutscher Buchpreis 2006) zes. mat dem IPW

1. Juli

Gilles Reckinger: Lampedusa

Umeldung erwënscht: Tel. 4796 2732 oder bibliotheque@vdl.lu

Cité-Bibliothèque
3, rue Génistre • L-1623 Luxemburg
Tél.: 47 96 27 32
e-mail: bibliotheque@vdl.lu • www.bimu.lu

Heures d'ouverture:
du mardi au vendredi 10 à 19 h
samedi 10 à 18 h
Fermée le lundi

Around the Story, un site participatif et un livre!



Guy Hoffmann



Around the Story a exposé au MHVL ses plus belles représentations de Mélusine réalisées par des élèves. De g.àd. Jean Claude Salvi, Margot, Maïté Z, Corinne Kohl, Olivier, Linda, Axelle, Maïté S.

ons stad: Around the Story est nouveau, c'est un site participatif, ludique, destiné aux jeunes de 9 à 21 ans. Quel est son principe?
Corinne Kohl: Partager ses savoirs, être créatif, développer l'ouverture d'esprit et l'esprit critique.

o.s: Par quels moyens?
C.K: Around the Story propose une sélection d'informations (les Stories) et des ateliers évolutifs autour d'un sujet ou problématique (les Subjects), visibles de tous. Les élèves répondent par le biais du site après inscription. Ces réponses sont vérifiées puis publiées sous forme de «Stories» devenant à leur tour une information pour d'autres ateliers.

o.s: Comment voulez-vous intéresser les jeunes? Peuvent-ils intervenir individuellement?
C.K: Cette initiative leur est offerte. Nous avons la chance d'avoir dans l'équipe, Lisa et Lena, 2 demoiselles de 16 ans. Around the Story doit être considéré comme un outil d'information et d'expression à but pédagogique. Les ateliers peuvent être sur mesure, vus avec l'enseignant ou l'élève souhaitant s'exprimer.

o.s: Justement, les enseignants, quels avantages peuvent-ils en tirer?
C.K: L'usage de l'outil informatique, simple, intuitif et notre encadrement. Le sur-mesure. Des ateliers transdisciplinaires et variés s'appuyant sur plusieurs sources d'informations tels que des intervenants extérieurs, visites de musées, enquêtes, quiz, lectures. Autant d'ateliers évolutifs qui aident les jeunes à réfléchir et construire leur réponse. Cette réponse se fait en ligne, en groupe ou individuellement; en classe, à la maison ou ailleurs; l'enseignant a accès aux réponses de ses élèves sur le site!

o.s: En fait Around the Story est aussi une sorte de «centralisateur»
C.K: C'est exact, nous mettons en place un réseau de jeunes, écoles, musées et professionnels; proposons une sélection de sites, fabriquons des contenus et des ateliers. Précisons que les données d'élèves sont sécurisées et non commercialisées.

o.s: Et le livre lié au site? Je vois qu'il y a des QR codes
C.K: Le livre Around the Story donne une vision synthétique et ludique d'une histoire complexe, les QR codes permettent d'en savoir plus quand on le veut. Chacun renvoie vers une «Story» du site. Celle-ci est renouvelable, remplacée par une réponse d'élèves. Ainsi le livre est vivant! Justement, essayez le QR code «Les nouvelles Mélusine(s)»

o.s: Le QR Code page 42 du livre «Mélusine et ses métamorphoses»?
C.K: Oui! Il renvoie vers les 6 meilleures créations d'élèves de la 1ère E de l'Athénée. Elles ont été exposées au MHVL. Lecture possible sur Smartphone et tablette!

o.s: Vous avez choisi le thème de Mélusine, pourquoi?
C.K: C'est Le mythe universel et thème multiple et créatif par excellence! C'est aussi les 1 050 ans de la ville, naissance associée au mythe romantique et, un concours.

o.s: Vous parlez de partenaires culturels, le Musée d'histoire de la ville en est un, comment?
C.K: Nous avons conçu «À la recherche de Mélusine et Sigefroi». Les participants préparent la visite avec Around the Story, au Musée ils échangent, font un atelier plastique puis sur le site à nouveau, racontent, introduisent leurs créations et photos. Les meilleures réponses sont publiées sur Around the Story.

o.s.: Mme Kohl, pour vous contacter que doit-on faire?
C.K: Soit par le biais du «Contact» du site ou sur mon adresse mail, corinne.k@aroundthestory.com.

Adresse du site: www.aroundthestory.com

Figure issue de l'Antiquité, universelle, Mélusine reste très contemporaine!

Avant d'être l'épouse légendaire de Sigefroi(d) cofondatrice de la ville de Luxembourg; avant d'être une inspiratrice moderne ou une sirène, Mélusine était une créature antique. Près de 5000 ans de civilisations l'ont modelée. Mi-femme mi-oiseau puis, serpent, poisson ou dragon, elle appartient à deux mondes. On la rencontre dans les mythologies du monde entier... Sa grande beauté, son pacte, l'amour, la trahison, sa métamorphose, sont les constantes de ces mythes. Au Moyen-Âge, l'Eglise la christianise. Son roman écrit, sur la commande des petits-enfants de Jean de Luxembourg, est un succès européen dès le XV[e] siècle. Goethe, Klimt, Breton l'ont modernisé. Aujourd'hui, Mélusine est toujours d'actualité, colloques et auteurs sondent encore son histoire et ses multiples interprétations.
Lamia dans la mythologie grecque peinte par Iva Mrazkova



VILLE DE LUXEMBOURG

cercle cité LUXEMBOURG

Exposition «La ville tournée vers l'espace public»

Ratskeller | *2/04 – 11/05* | *ouvert tous les jours de 11h00 – 19h00* | *Entrée libre*

- La Fondation de l'Architecture et de l'Ingénierie et le Cercle Cité, Ville de Luxembourg, vous proposent de découvrir l'exposition de la 6ème édition du Prix Européen de l'Espace Public Urbain. Cette exposition itinérante sillonne l'Europe et permet au public de découvrir les lauréats de l'appel à projet de 2012.
  L'installation «Going public» invite le visiteur par ailleurs à participer activement en partageant ses suggestions et propres expériences sur le territoire de la Ville de Luxembourg afin de contribuer à l'amélioration de la vie urbaine quotidienne.

  En synergie avec Design City 2014



Exposition «Collection privée»

La peinture luxembourgeoise dans la collection Tony Lammar

Ratskeller | *17/05 - 29/06* | *ouvert tous les jours de 11h00 - 19h00* | *Entrée libre*

- Amateur d'art passionné, Tony Lammar (1934-2014) a acquis tout au long de sa vie, des œuvres d'artistes luxembourgeois. Lui tenaient à coeur les peintres avant-gardistes, notamment les mouvements de la Sécession et des Iconomaques. Un autre point fort de la collection sont les vues de la Ville de Luxembourg de Sosthène Weis et Pierre Louvrié. Une grande partie des peintures est présentée pour la première fois au public luxembourgeois.

Exposition de la Photothèque de la Ville de Luxembourg

Ratskeller | *12/07 – 7/09* | *ouvert tous les jours de 10h00 – 19h00* | *Entrée libre*

- L'exposition estivale de cette année sera consacrée à l'histoire du quartier autour du Boulevard Royal de la capitale. Découvrez de nombreuses photos témoignant des changements de cette artère marquante du centre-ville.

Festival des Danses

Grande Salle | *25/04 – 27/04*

- Infinity Dance organise, en partenariat avec le Cercle Cité, le premier festival de danses à Luxembourg. Encadrés par des artistes internationaux et des danseurs de réputation, découvrez ou approfondissez des styles de danses comme le Kizomba, Bachata, Semba, Zouk, Salsa, Tango, Cha Cha ou même la Ragga Jam Salsa, lors des workshops et soirées spéciales.

www.infinitydance.lu



© Infinity Dance ASBL

Thé Dansant

Cercle | 6/04 | 15h00 – 19h00 | Entrée 15€



- Le Cercle Cité et le Luxembourg City Tourist Office vous invitent à passer un moment exceptionnel avec l'orchestre Palito Aché. Les musiciens latino-américains feront danser tout le monde sur des airs latino-américains comme la rumba, la bachata, la merengue jusqu'au latin jazz.

  Une petite restauration gourmande sera assurée sur place.

Renseignements et réservations
T: (+352) 47 08 95-1
E-mail: ticketlu@pt.lu
www.luxembourg-ticket.lu | www.lcto.lu

Cercle | 30/04 | 28/05 | 25/06 | 18h15 | Entrée libre | free admission

- Chaque dernier mercredi du mois, CeCiL (Cercle Cité Luxembourg) invite tous les curieux à un Afterwork culturel au cœur de la ville. Le temps d'un apéritif, le public peut venir partager un moment convivial et assister à des créations originales, visuelles et sonores par des artistes luxembourgeois.

  CeCiL (Cercle Cité Luxembourg) hosts a monthly rendez-vous in downtown Luxembourg. It's a pleasant way to have a drink and gather with an urban crowd while discovering or taking part in ever new visual and local sound acts.

CeCiL's Afterwork

Research for Lunch

Auditorium Henri Beck | 16/05, 6/06 et 20/06 | 12h30 | Entrée libre

- Venez à la rencontre d'experts de l'Université du Luxembourg à l'heure du déjeuner et découvrez comment la recherche en sciences humaines aide à mieux comprendre la société d'aujourd'hui et à mieux se préparer aux défis de demain.

Die musizierende Frau im 19. Jahrhundert

Cité Auditorium | 3/05 | 18h00 | Freier Eintritt



- Professor Dr. Freia Hoffmann und Volker Timmermann vom Sophie Drinker Institut aus Bremen werden aus ihrem Buch „Instrument und Körper" über den schwierigen Weg, den Frauen als Instrumentalistinnen im 19. Jahrhundert zu beschreiten hatten, vortragen.
  Die Violinistinnen und Musiklehrerinnen des Musikkonservatoriums der Stadt Luxemburg Vania Lecuit und Sandrine Cantoreggi, sowie Judith Lecuit, Cellistin und Cellolehrerin an der Musikschule Differdange, haben sich im Vorfeld dem Thema mit ihren Schülerinnen im Violine-Unterricht angenommen und werden zusammen die Lesung musikalisch mit Werken von Komponistinnen ergänzen.

  Freier Eintritt im Rahmen der verfügbaren Plätze

Org.: Cid | Fraen an Gender & Cercle Cité
www.cid-femmes.lu

Cercle Cité
Place d'Armes – BP 267
L-2012 LUXEMBOURG

Tél.: (+352) 47 96 51 33
Fax: (+352) 47 96 51 41

info@cerclecite.lu
www.cerclecite.lu
www.facebook.com/cerclecite

Erinnerungsfeier für Ehrengeneralsekretär Henri Beck (1923-2004)





V.l.n.r: Simone Backes, Jos Mantz, Colette Flesch, Patricia Rix, Georges Fondeur und Fanny Beck



Fanny Beck



Zahlreiche Persönlichkeiten, Verwandte und Bekannte

Ohne seine Initiative hätte es dieses Stadtmagazin, das seit Juni 1979 regelmäßig dreimal im Jahr erscheint, nie gegeben: Der langjährige Generalsekretär der Gemeinde Luxemburg liebte und kannte seine Heimatstadt wie kein Zweiter, und sowohl ihre Geschichte als auch ihre bauliche und soziale Entwicklung waren ihm derart ans Herz gewachsen, dass er seine profunden Kenntnisse mit allen hauptstädtischen Bürgern teilen wollte.

Am vergangenen 8. März hatte Fanny Beck-Mathekowitsch, die Witwe von Henri Beck, zum zehnten Todestag ihres Gatten in den großen Salon der Résidence Grande-Duchesse Joséphine-Charlotte geladen, wo sich zahlreiche Persönlichkeiten, Verwandte und Bekannte eingefunden hatten.

Fanny Beck erinnerte in ihrer zum Teil sehr humorvollen Ansprache an die 39-jährige Amtszeit ihres Gatten, dessen Initiative unsere Hauptstadt so epochale Verwirklichungen wie das hauptstädtische Theater am Rond-Point Schuman anfangs der sechziger Jahre, das Musikkonservatorium auf dem *Geesseknäppchen* anfangs der achtziger Jahre oder den neuen Merler Friedhof in der gleichen Zeitspanne zu verdanken hat. Henri Beck war aber auch maßgeblich am Aufbau des *Centre Hospitalier* beteiligt, am Entstehen des Wohnheims für ältere Mitbürger im *Konviktsgaart* sowie an der Renovierung des Zivilhospizes in Pfaffenthal, und ohne seinen kulturellen Sachverstand hätte es wohl nicht so schnell eine Stadtbibliothek, eine Cinémathèque, eine Photothek, ein städtisches Geschichtsmuseum und *last but not least* ein Magazin namens *ons stad* gegeben.

Auch Georges Fondeur, sein Nachfolger im Amt, das nach seiner Pensionierung inzwischen von Patricia Rix bekleidet wird, fand warme Worte für den „großen Visionär“, und Henri Becks Tochter Simone ehrte vor allem ihre Mutter Fanny als starke und engagierte Frau, wozu der 8. März als „Internationaler Frauentag“ ja eine gute Gelegenheit bot.

r.cl.



Bürgermeisterin Lydie Polfer, Ex-Bürgermeisterin Colette Flesch



V.l.n.r.: Simone Beck, Generalsekretärin Patricia Rix und ons stad-Redakteur René Clesse

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?



Sainte Zithe



Marie de Zorn

Zithe (Rue Ste)

Im Bahnhofsviertel führt die Rue Ste Zithe vom Boulevard de la Pétrusse am „Rousegäertchen" und an der Zitha-Klinik vorbei zum Pariser Platz. Sie trägt den Namen der Heiligen Zitha, der Schutzpatronin der Dienstboten und Hausangestellten. Zitha wurde 1218 in einem toskanischen Bergdorf bei Lucca als Kind armer Eltern geboren. Ihre fromme Mutter ließ ihr eine gottesfürchtige Erziehung zukommen, wobei sie besonderen Wert auf die Tugend des Gehorsams legte. Im Alter von 12 Jahren kommt Zitha zu der wohlhabenden adligen Familie Fatinelli in den Dienst, wo sie 48 Jahre lang, bis zu ihrem Tode, verbleibt. Trotzdem sie oft schlecht behandelt und sogar gequält wurde, kam sie ihren Pflichten gehorsam und gewissenhaft nach. Von ihr sagte der Volksmund, sie habe die Hand bei der Arbeit und das Herz bei Gott gehabt. Sie war weit und breit bekannt für ihre Güte und Mildherzigkeit. Nie hat ein Armer oder Verstoßener vergebens bei ihr um Hilfe gebeten, trotz der ablehnenden Haltung ihrer Arbeitgeber. Auch stand sie rasch im Ruf der Wundertätigkeit. Zitha verstarb am 27. April 1278 an Tuberkulose und wurde unter großer Anteilnahme der Armen der Umgegend in der Kirche San Frediano von Lucca bestattet. Als bald nach ihrem Tod der Legende nach die ersten Wunder an ihrem Sarg geschahen, erlaubte der Bischof von Lucca ihren Kult, der sich rasch über die Grenzen Italiens hinaus verbreitete. Am 5. September 1696 wurde Zitha heilig gesprochen. 1958 wurde sie zur Schutzpatronin der Hausangestellten ernannt.

Zorn (Rue Marie de)

Diese Straße in Gasperich trägt den Namen einer Frau, die sich durch ihre karitative Tätigkeit sehr große Verdiense erworben hat. Marie de Zorn wurde 1625 als Tochter einer sehr begüterten Bürgerfamilie in der Stadt Luxemburg geboren. Ihre Zeit war geprägt von den grausamen Folgen des Dreißigjährigen Krieges, von Epidemien wie Pest und Cholera. Seit dem Konzil von Trient (Mitte des 16. Jahrhunderts) war von kirchlicher Seite der Ruf an die Christenheit ergangen, als einen möglichen Weg zum ewigen Seelenheil die Nächstenliebe konkreter und intensiver umzusetzen. Von diesem Geiste beseelt, beschloss Marie de Zorn, eine Einrichtung zur Pflege der Alten, Kranken und Verwundeten ins Leben zu rufen. Der Ort für diese Einrichtung sollte zunächst ihr Elternhaus sein, das gegenüber der Michelskirche lag. Für die Rekrutierung ihres Personals appellierte sie an das Mutterhaus des Hospitalordens der Heiligen Elisabeth in Aachen, von wo man ihr drei Schwestern schickte. Im Jahre 1667 unterbreitete sie der Zentralregierung in Brüssel ihren Plan einer Pflegeeinrichtung für alte und bedürftige Menschen, der erst vier Jahre später vom Provinzialrat gebilligt wurde. 1671, im selben Jahr, verstarb Marie de Zorn. 1672 verließen die Schwestern die vorläufige Pflegestätte im Haus Zorn, und sie erhielten später eine neue Wirkungsstätte im Hospital Sankt Johann in Stadtgrund. Dieses Hospital war nach seiner Zerstörung 1682 während der Kriege Ludwigs XIV. bereits 1688 wieder aufgebaut worden.
Es ist der Initiative Marie de Zorns zu verdanken, dass sich der Orden der Schwestern der Heiligen Elisabeth in Luxemburg niedergelassen hat. Trotz vieler Schwierigkeiten im 18. und 19. Jahrhundert erstarkte der Orden und ist bis heute ein fester Bestandteil des karitativen Lebens in Luxemburg.

Fanny Beck

Bibliographie:
- Seeböck, P. Ph. Kleine illustrierte Heiligenlegende auf jeden Tag des Jahres, 1886 (13. Auflage) www.heiligenlexikon.de/Biographien
- Kugener Henri, Krankenpflege und Spitalwesen in Mittelalter und Neuzeit, *ons stad* 50/1995
- Thewes Guy, L'hospice St. Jean sous l'Ancien Régime et la Révolution, *ons stad* 100/2012

Mit dem Buchstaben „Z" schließt Fanny Beck ihre Mitarbeit an der Rubrik „Was bedeuten die Straßennamen der Stadt" ab. Die *ons stad*-Redaktion bedankt sich herzlich bei der treuen und verdienstvollen Autorin für die interessanten historischen Recherchen, die sie den Lesern über all die Jahre vermittelt hat. Doch die Rubrik ist damit nicht zu Ende. In den nächsten Ausgaben werden wir all jene neuen Straßen und Plätze vorstellen, die im Laufe der Zeit auf dem Stadtgebiet dazu gekommen sind.

A never ending story…

D'Zinnemathéik



Guy Hoffmann

Der Master of suspense und seine berühmten Kollegen aus der Filmgeschichte begrüßen den Besucher schon in der Eingangshalle.

„Lichtspielhaus" ist ein bezauberndes, vielleicht sogar eines der schönsten Wörter in der deutschen Sprache; und eines, das aus der Mode kam, als die städtischen Kinos starben und man begann, anonyme *Cinéplex*-Gebäude in mit architektonischer Kälte geplanten Stadtvierteln zu errichten.

Aber es gibt noch einen Ort, der diesem Wort Gehalt zu geben vermag. Und das allein ist schon viel. Der Besucher tritt durch eine Glaspforte, und eine andere, leicht angestaubte, leicht glamouröse Atmosphäre umfließt ihn, ein erhabenes Fluidum von Größe. Es ist eine flüchtige Vibration nur, die er wahrnimmt, die er erahnt, ähnlich einer längst verblassten, kurz aufblitzenden Erinnerung an erste Kinobesuche, an elegante Diven mit Glacé-Handschuhen und raubeinige, rauchende Westernhelden. Dann ist der Besucher wie durch eine durchsichtige Membran in eine andere Welt eingetaucht. Er bewegt sich zwischen den Lanterna Magicas, die auf den schrillen Jahrmärkten des 19 Jahrhunderts eingesetzt wurden, und den mechanischen Projektionsapparaten der ersten Filmpioniere. Und er hat den kindlichen Eindruck, dass er nur die Hacken seiner Schuhe drei Mal zusammenschlagen müsste, und schon würde er auf märchenhafte Weise aus der grauen Provinzialität und dem täglichen Einerlei ins kunstvolle Schwarz-Weiß oder in den Technicolor-Zauber des alten Hollywoods gewirbelt. Die schiefen Welten des deutschen Expressionismus kann der Besucher hier genau so ausloten wie die abstrus-bedrohlichen Welten eines David Lynch oder die mythologischen, bezaubernd surrealen Kulissen eines Cocteau. Kurz, er kann sich mit 24 Lügen pro Sekunde in den Hasenbau der Absurditäten und ins Wunderland der Träume stürzen, ohne befürchten zu müssen, selbst ein Abenteuer zu erleben und einem Unheil anheim zu fallen. „There´s no place like home!" Das wussten auch schon die Hobbits.

Fred Junck gründete die Cinémathèque 1975, nachdem er in Paris gesehen hatte, dass Filmgeschichte erlebt und gefühlt werden kann und soll. Auch in Luxemburg. Seitdem hat die Cinémathèque ihren Bestand – dank seiner Passion – beharrlich ausgebaut, hat sich spezialisiert auf französisches Kino der Vorkriegsjahre, auf *film noir*, auf Fritz Lang, Samuel Fuller, Orson Welles.

Der *Master of suspense* und seine oben genannten Kollegen begrüßen den Besucher schon in der Eingangshalle. Dieser sollte sich übrigens nicht verwirren lassen, wenn die Kassiererin beunruhigt fragt: „Avez-vous vu *l'homme au cigare*?" Der Besucher strebt unbeirrt an den Großen der Siebten Kunst vorbei und steigt die gewundene Treppe zu dem herrlichen Kinosaal hinauf. Dem letzten seiner Art im Stadtkern! In seinem schützenden Dunkel sind Ritter noch ritterlich, koloniale Heldenfiguren mit Tropenhelm suchen nach dem X auf der Karte und opulente indische Grabmäler bestehen noch aus Papp-









Guy Hoffmann

Von den Seitenwänden des Saals schaut uns John Wayne, ein anderer „frontier man" und Verfechter des althergebrachten Faustrechts, verbissen und mit gezogenem Colt „Peacemaker" an, als würde er die letzten Reste alter Männlichkeit vor laschen Hipstern und zwielichtigen Bankstern bewachen.

maché. Auch James Bond darf seinen langbeinigen Gespielinnen noch paternalistisch wohlwollend auf den wohlgeformten Hintern klatschen und Han Solo darf in seiner weit entfernten Galaxie noch auf jegliche Moral pfeifen. Er pustet dem glubschäugigen Kopfgeldjäger Greedo noch wie anno 1977 in einem *pre-emptive strike* mit seinem Blaster die Lichter aus. Da kann George Lucas – sehr zur Freude seiner Fans – nichts daran ändern. Von den Seitenwänden des Saals schaut uns John Wayne, ein anderer *frontier man* und Verfechter des althergebrachten Faustrechts, verbissen und mit gezogenem Colt *Peacemaker* an, als würde er die letzten Reste alter Männlichkeit vor laschen Hipstern und zwielichtigen Bankstern bewachen. Ein lässiger Humphrey Bogart hingegen scheint eher aus dem Bild treten und seinen famosen Champagner Cocktail[1] aus *Casablanca* mixen zu wollen, um mit der *grande dame* Marlene Dietrich zu flirten. Vielleicht funktioniert sein „Here´s looking at you, kid" ja nicht nur bei der kühlen Ingrid Bergmann.

Wer es weniger klassisch und eher gruselig mag, kann sich auf die monatlichen *Cinélunatique*-Vorstellungen verlassen. Die leicht wahnsinnigen Dr. Frankensteins des *Filmreakter*[2] kramen aus den umfangreichen Archiven des Museums und den dunkelsten Ecken der Popkultur Horror- und B-Filme heraus und erwecken diesen *united trash* mit dem flimmernden Licht der Projektoren zu blutigem neuem Leben. Tarantino wäre begeistert von diesen Grindhouse-Abenden!

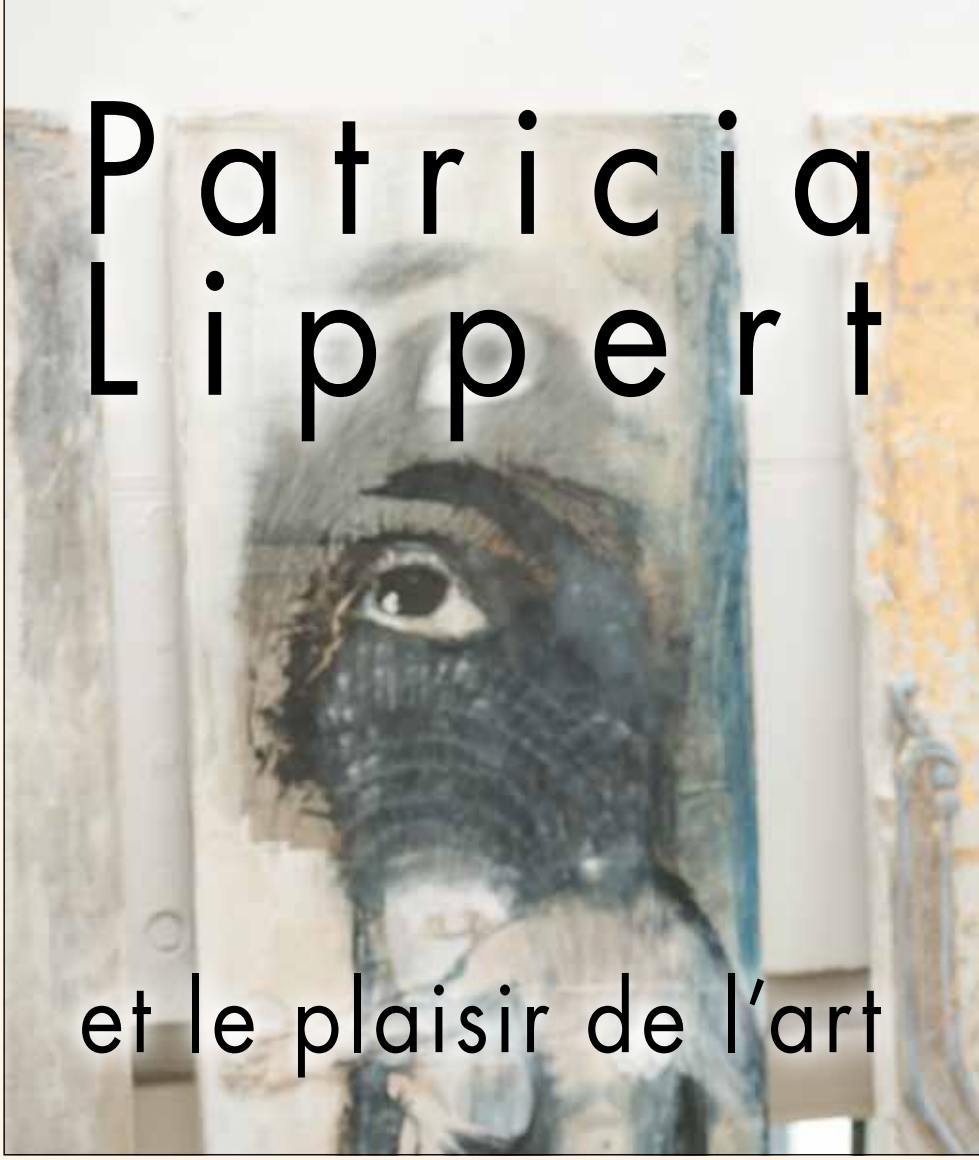
Gruselig sind aber auch die museumsreifen Toiletten im Keller. Nachts, nach den spätabendlichen Vorführungen, wenn die Zelluloidphantasien und -albträume wieder in ihre Blechboxen gepackt wurden, wenn die letzten Besucher ins Café *Vis-à-Vis* geschlendert sind, wenn die Stille sich wieder über den Saal und das alte Treppenhaus legt, wie eine schwarz behandschuhte Hand um den zarten Hals einer blonden Schauspielerin, dann soll der Meister des Horrors höchstpersönlich in den unterirdischen Räumen umgehen. Und so mancher verspätete Besucher soll, wenn er nach dem Händewaschen in den Spiegel über dem weißen Lavabo blickte, Hitchcock auf seine gediegene Art als unsichtbaren Dritten im Hintergrund vorbei schweben gesehen haben. The horror! The horror! Nur ein Plotspoiler würde jetzt noch auf den Wahrheitsgehalt dieser urbanen Legende eingehen wollen. Doch sein Geist, der lebt. Und so bleibt mir nichts anderes mehr übrig, liebe Leser, als Ihnen einen vergnüglichen Filmabend zu wünschen!

Steve Hoegener

[1] Der Champagner Cocktail den er in Rick´s Bar für Ingrid Bergmann mixte, bestand aus Champagner (trocken), Brandy, einem Zuckerwürfel und Bitter Lemon.

[2] Filmreakter a.s.b.l. ist eine Vereinigung von Filmschaffenden und Filmbegeisterten

Patricia Lippert



et le plaisir de l'art

Depuis près de trois décennies, Patricia Lippert s'est imposée comme la bonne fée de l'art luxembourgeois décliné au féminin. Admirable conteuse, elle distille dans son art, pour notre plus grand plaisir, des bribes de son imaginaire flamboyant et poétique. Les peintures, les sculptures, les installations, les performances, les vidéos que nous lui devons, sont de véritables passerelles vers l'univers des contes, des mythes et des légendes. Son art, également influencé par moult cultures et philosophies tels l'hindouisme et le bouddhisme est d'un total dépaysement et d'une poésie diaphane. La spontanéité, l'amour de l'art, l'opiniâtreté et la générosité de cette artiste se lisent dans chaque centimètre carré de ses toiles luxurieuses.

Patricia Lippert fait, de manière récurrente, entrer en symbiose dans son travail, ses émotions, son tréfonds, les rapports à autrui et au monde avec les fables, les figures mythologiques, les allégories. Son vocabulaire original à la lisière de l'abstraction et de la figuration lui permet d'audacieuses fantaisies et nous ne rechignons aucunement aux invitations qu'elle nous lance afin de nous entraîner dans une autre dimension temporelle, celle des sagas et des cités mythiques aujourd'hui disparues telles L'Atlantide, L'Hyperborée ou la Lémurie. Elle est ainsi Patricia Lippert. Elle a toujours voulu raconter des histoires, partager avec autrui sa passion pour les mythes nordiques et celtiques, sa volonté de mettre l'éternel féminin au cœur de sa production. Assurément, cette artiste nous enchante et nous nous devons de lui exprimer en quelques lignes notre reconnaissance.

Née en 1956 à Luxembourg, Patricia Lippert s'est formée de 1976 à 1982 à la «Hochschule für Gestaltung» à Offenbach am Main, Allemagne. Artiste indépendante depuis la fin de ses études, elle rencontre en 1977 le regretté artiste graphiste Dieter Wagner (1939-2011) avec lequel elle aura deux enfants: Sarah née en 1978 et Jonas en 1991. Son art va rapidement être reconnu à Luxembourg. En 1987, Patricia Lippert reçoit le Prix Raville lors du salon du Cercle Artistique, le Prix spécial du jury à la Quinquennale d'Esch-sur-Alzette puis l'année suivante, le prestigieux Prix Grand-Duc Adolphe. Sa renommée, de par sa participation à de nombreuses expositions à l'étranger comme à la Biennale de Sao Paulo (1987) et à la Biennale de Venise (1988) va largement dépasser les frontières du Grand-Duché. Ses œuvres séduisent les collections, les amateurs et les institutions publiques. Le Musée National d'Histoire et d'Art va d'ailleurs acquérir en 2007 une de ses toiles intitulée «Le taureau» aux allures de Tankha bouddhiste.

Bons nombres de grandes expositions monographiques lui seront consacrées. Notons par exemple «Arabesques-Désirs et Dévotion» à la Dexia BIL en 2001 où l'artiste démontrait son talent de coloriste et ses audaces matiéristes. En effet, souvent sa facture et les effets de la matière nous évoquent ceux de la fresque antique animée par des scarifications, des graffitis, des griffures, signe de l'altération du temps. Ainsi, le graphisme et la couleur rehaussent la portée narrative des compositions. La même année, Patricia Lippert va participer à l'exposition «Mythologie 2001» à la galerie Tendance Mikado. Là, elle présentera deux œuvres intitulées «Autel I» et «Autel II», lesquelles placées vis à vis nous donnaient l'impression d'images retro-tabulam où l'artiste sacralisait en quelque sorte le sans-abri afin de pallier à notre indifférence et réveiller notre conscience et le métamorphosait en un nouveau crucifié, un Jésus des temps modernes injustement outragé et humilié.

En tant que cofondatrice de l'a.s.b.l New Fluxus en 2000, notre artiste s'attelle en 2002 à l'organisation de l'événement «L'or-Ne-Ment» qui consistait à faire investir les vitrines de 40 magasins du centre-ville de Luxembourg, de l'Avenue de la Gare à la Rue des Bains, par 50 œuvres d'artistes nationaux et internationaux. Patricia Lippert, accompagnée de Pascale Seil et Claude Petit s'installera dans la boutique de tapis Hertz. Là, toute la sublimation énergétique et élévatoire du tantrisme s'illustrera dans de superbes lino gravures, peintures et sculptures de verre. En une profusion de couleurs dominée par le safran, le violet, le doré et le bleu, les trois artistes ont rivalisé de talent, afin de laisser exploser la joie de vivre et l'harmonie présentes dans la spiritualité indienne. Une grande sensualité émanait également de cette ornementation de par la rondeur délicate des têtes de Bouddhas de verre et la luxuriance des bijoux et des soieries.

Notre artiste va exprimer également une grande fidélité envers le Festival artistique et musical de Beaufort en participant à de nombreuses éditions. Sa présence la plus remarquée et sans doute la plus féerique fut en 2001 où dans le cadre remarquable des ruines du château fort, elle va, en collaboration avec Pascale Seil, Ian de Toffoli, Danielle Grosbusch et Pino Moscia,



nous transporter, avec la magie et la fantaisie que nous lui connaissons, dans l'univers revisité d'un conte de fées: Celui de la belle au bois dormant, dans lequel le parfum délicat d'une pluie de pétales de roses, la légèreté de plumes immaculées et l'originalité d'un mobilier aux influences végétales faisaient appel à nos sens et à notre imaginaire avec onirisme et élégance. Avec «A fairy-dinner with sleepings beautys», l'artiste se transformait en magicienne surréaliste à la Cocteau.

En 2002, la voilà qui récidive avec Claude Petit en s'amusant à guider les visiteurs curieux dans le dédale des ruines romantiques à la recherche d'œuvres d'art, de mystères dévoilés et de «passages secrets» vers le rêve dans une action ludique, théâtralisée et originale en parfaite harmonie avec le site.

En 2003, Patricia ornait l'entrée des écuries du nouveau château de Beaufort avec un calicot engagé intitulé «Warbie», fruit de sa collaboration avec 123 artistes en vue de la création d'une anti-poupée Barbie, symbole de paix en réaction à la seconde guerre du Golfe. L'année suivante, toujours à Beaufort, elle va nous démontrer, avec sa série intitulée «Enlightment», raffinée et richement décorée telle une tankha rituelle, son attachement aux philosophies extrêmes-orientales. L'artiste y présentait également une vidéoinstallation baptisée «God has many faces» où était évoqué avec grand décorum, le syncrétisme des religions. En 2006, pour l'école

„Melusinengesicht" (Georg Trakl). Technique mixte, 2013. 90 x 130 cm



primaire de Beaufort, verront le jour huit stèles en bronze réalisées avec Pascale Seil.

C'est à la galerie Rectoverso à Rodange que Patricia Lippert nous invitera en 2008 à feuilleter un extraordinaire recueil de contes sous-marins avec sa série de peintures d'une grande préciosité technique couplée à un imaginaire débridé, intitulées «Wasserwelten». Dans ces œuvres, nous côtoyions à l'envi des créatures sous-marines accortes, des nymphes, néréides et autres sirènes au charme parfois vénéneux, des anges gardiens aux membres inférieurs pisciformes. Nous pénétrions dans des ruines rappelant de mythiques cités telles Ys et l'Atlantide. De la mythologie gréco-romaine aux légendes celtiques en passant par les Nibelungen, Patricia Lippert dans cette exposition nous faisait partager ses diverses sources d'inspiration. Et à ses toiles à l'épiderme rugueux, aux effets matiéristes appuyés de revisiter les traditions fresquistes et pariétales. Quant à la palette avec ses tons vert d'eau, ses bleus océaniques et sa transparence délicate, elle se faisait enchanteresse par son harmonie et sa musicalité.



„Eros/Thanatos". Technique mixte, 2013. 140x200 cm

En 2010, toujours à la Rectoverso, l'artiste nous faisait spectateurs de la colère des hommes et des dieux, nous invitait à nous souvenir de la luxuriance, de la beauté, de l'innocence d'un monde originel où la nature comme les hommes n'étaient pas dévoyés par d'obscures et dévastateurs sentiments. Dans ses œuvres s'effectuait une symbiose entre l'héritage iconographique chrétien et des codes visuels contemporains teintés de références aux philosophies orientales.

Un an plus tard, Patricia Lippert va nous édifier en présentant au Cercle Munster sa vision revisitée du mythe d'Europe. l'artiste nous offrait alors une œuvre ambiguë où les figures étaient hybrides, peu accortes et trompeuses. Ce mythe, image de la pulsion et de la passion amoureuse, de la fusion entre les peuples, évoque également un monde de contrastes qui prend tout son sens à l'heure de la globalisation. Cet enlèvement est en effet l'illustration parfaite de la ruse. Zeus se métamorphose pour arriver à ses fins, trompe la vigilance de la naïve Europe, figure symbolique de la construction européenne. Avec humour et fantaisie, Patricia Lippert induisait dans sa peinture que la pauvre Europe, aujourd'hui n'en est pas à son premier enlèvement et les sirènes de la mondialisation risquent pareillement au dieu des dieux de la leurrer.

„Der neue Trojaner". Technique mixte, 2013. 200x200 cm



Enfin, citons également la toute récente exposition de l'artiste à l'espace Mediart en février 2014 où ses peintures ont dialogué avec les sculptures de notre cher Jeannot Bewing. La conteuse et l'amoureux du fer dans le même lieu. Dans ses œuvres actuelles, Patricia Lippert entre en guerre contre les affres de l'amour, contre le temps, la routine, le quotidien. Elle se fait alchimiste et métamorphose la matière en une texture éthérée, comme embuée par les sentiments. La palette douce se nuance de gris, d'ocre. Des silhouettes humaines font leur apparition ainsi que de poupins visages féminins. Elle, l'artiste toujours prompte à rendre hommage et à questionner dans son art l'éternel féminin, nous livre des œuvres intemporelles à l'étrange beauté. Nous sommes transportés dans un ailleurs où la nature humaine fait corps avec la grande nature, où le bois épouse la chair. Assurément, Patricia Lippert nous révèle des secrets, ceux de la création, de l'inspiration, de la liberté et du bonheur de peindre. Les muses, plus particulièrement Calliope, égérie de la poésie épique, ont indubitablement dû se pencher sur son berceau, tant ses œuvres sont éloquentes et s'appréhendent comme une passerelle vers l'univers des contes, des mythes et des légendes.

Nathalie Becker



Don Quichotte
© Patrick Berger

Quelle magnifique fin de saison...



Jeux de cartes: Pique 1
© Erick Labbe



Tout va bien en Amérique
© Christophe Raynaud de Lage

Avec le printemps commence la dernière partie de la saison théâtrale qui se termine en toute beauté, avec des grands textes, de mises en scène et chorégraphies hors pair, des interprètes de niveau mondial, des créations luxembourgeoises attendues avec impatience. Et comme toujours, vous pouvez voyager d'Argentine en Australie, de Samoa en Chine, du Japon aux Etats-Unis. Et rencontrer des personnages fascinants: Frida Kahlo ou Don Quichotte, un dictateur tunisien déchu ou Montaigne en Lorraine. Laissez-vous séduire!

Demo-N/Cracy
© Thomas Ammerpohl



DANSE



Mambo 3 XXI
© Thomas Ammerpohl



Milonga
© Diego Franssens

Au théâtre nous avons savouré – dans une mise en scène de la talentueuse Anne Simon – un double spectacle sur Don Quichotte. En avril, le chorégraphe José Montalvo et son collaborateur artistique Patrice Thibaud prennent la relève et nous présentent l'ingénieux hidalgo dans un ballet haut en couleur. «Don Quichotte du Trocadéro» mélange vidéo et hip hop, claquettes et flamenco dans un «spectacle truculent» (Télérama) avec 14 interprètes qui servent autant l'œuvre mythique de Cervantès que la chorégraphie contemporaine de Montalvo. (GTL, 2 et 3 avril).

Nous restons dans le domaine d'une danse éclectique avec l'ensemble *Danza Contemporanea de Cuba*, composé d'une vingtaine de danseurs qui montrent le fruit de leur grand talent et de leur travail intense pour la première fois au Luxembourg. «Mambo 3XXI», un spectacle réjouissant, est signé George Céspedes, lui-même danseur de la compagnie, sur une musique de Beny Moré et Nacional Electronica. «Demo-N/Cracy», une chorégraphie spectaculaire et impressionnante du catalan Rafael Bonachela, constitue la deuxième partie de la soirée. (GTL 22 et 23 avril).

«Mi Frida» est un spectacle beaucoup plus intime, puisqu'il réunit deux grandes dames des arts de la scène au Luxembourg: Sylvia Camarda et Sascha Ley. Fascinées par une autre grande artiste, la peintre mexicaine Frida Kahlo, elles lui consacrent un spectacle dansé et vocal qui rend hommage à la vie et à la création de cette artiste unique que fut Frida Kahlo. (TDC, 6 et 12 mai).

Le prochain spectacle de danse nous emmène loin des cieux chauds de l'Espagne, de Cuba et du Mexique. Colin Dunne nous invite à un convie dans une soirée consacrée à la danse irlandaise, revue et revisité par Colin Dunne qui s'y consacre depuis l'âge de trois ans. «Out of me» est un one-man-show, où le danseur unit texte, danse, musique et vidéo pour recréer la danse irlandaise. «Un moment drôle, virtuose et émouvant, à ne pas rater» (Le Figaro). (GTL 13 et 14 mai).

Le chorégraphe suédois de renom Mats Ek est connu pour sa relecture des grands classiques comme «Giselle» ou «La belle au bois dormant». Ainsi le titre du spectacle que le Royal Swedish Ballet présentera au Grand Théâtre révèle l'accent original du chorégraphe: sur la musique de Tschaïkovski, il nous présente 31 danseurs dans «Juliet & Romeo», une production créée pour le 240e anniversaire du Royal Swedish Ballet. (GTL 22 et 23 mai).

Après «Männertanz», Jean-Guillaume Weis présente avec «Frauentanz» sa plus récente création chorégraphique dans laquelle il fait évoluer – dans une scénographie que signe sa sœur, l'artiste Trixy Weis – six danseuses qui dansent leur vie de femme. «'Frauentanz', qui aura la forme de Tanztheater, est le regard que portent sur elles-mêmes ces danseuses placées sous l'œil attentif, surpris et suberversif d'un homme» (JG Weis). (2 et 4 juin 2014)

Une grande coproduction internationale prend la relève avec le dernier spectacle de Sidi Larbi Cherkaoui, un chorégraphe que le public luxembourgeois retrouve tous les ans avec grand plaisir. Cette année, il nous présente «Milonga», un spectacle dédié au tango. Dix danseurs de tango, deux danseurs contemporains et cinq musiciens présentent l'ancienne tradition du tango argentin et le Tango Nuevo de Buenos Aires revu par un des plus grands chorégraphes contemporains. (GTL, 5 et 6 juin).

C'est dans un univers tout à fait différent que nous convient Fumiyo Ikeda et Un Yamada, deux danseuses japonaises de renom qui ont déjà de remarquables carrières individuelles derrière elles (Fumiyo Ikeda étant avec Anne Teresa de Keersmaeker un des fondatrices de Rosas), quand en 2010 elles décident de travailler ensemble. Le fruit de leur collaboration est «Fumiyo & Un», un spectacle dans lequel la musique Jean-Sébastian Bach est interprétée par Blindman. (GTL, 17 juin).

Le monde est devenu décidément petit! Après l'Argentine et le Japon, les artistes de «The Crimson House» nous viennent de Nouvelle-Zélande. Dirigés par le Samoan Lemi Ponifasio, les danseurs de la MAU Company nous présentent des éléments traditionnels de leur culture maorie, mais ouverte sur un futur moderne. Ponifasio fait éclater les frontières, entre les coutumes de sa culture natale et la perception moderne, entre danse, concert, théâtre et images. Une soirée extraordinaire en perspective! (GTL, 19 et 20 juin)

Le spectacle qui clôture la saison 2013-2014 dans le domaine de la danse nous retient dans le monde du Pacifique et de ses cultures premières. Koen Augustijnen (Ballets C de la B) cosigne la chorégraphie de «Gudirr Gudirr» avec Dalisa Pigram qui danse le solo. Comme les danseurs de la MAU Company, Dalisa Pigram consacre son spectacle à l'histoire et aux nombreux défis des aborigènes, dont elle fait partie. (GTL, 25 juin).



Mi Frida
© Bohumil Kostohryz



Gudirr Gudirr
© Heidrun Lohr

THÉÂTRE / THÉÂTRE MUSICAL



Wu Wei
© Guy Delahaye

C'est avec l'affirmation «Tout va bien en Amérique» que commence la dernière partie de la saison 2013-2014 dans le domaine du théâtre. Benoît Delbecq et David Lescot essayeront de nous prouver dans un «essai théâtral et musical» si le titre de leur spectacle est justifié. De Christophe Colomb à Walt Whitman en passant par Charles Reznikoff, le tout sur des aires de guitare et de piano, de chant, blues, rap, gospel, jazz…. «*Tout va bien en Amérique* fait mieux que raconter l'Histoire: il la fait vibrer», écrit *Le Monde.* (GTL 26 et 26 avril).

Le metteur en scène Michel Didym n'est pas un inconnu au Luxembourg: nous nous souvenons avec émotion de «J'avais un beau ballon rouge» avec Romane et Richard Boringer l'année dernière. «Voyage en Italie», son nouveau spectacle, repose sur le journal de voyage et les essais de Michel Montaigne. Montaigne, en route vers l'Italie, prend son temps et s'arrête dans des villes d'eaux en Lorraine, pour soigner sa santé et pour écrire. «Faire des voyages me semble un exercice profitable», écrit le philosophe. «Je ne connais pas de meilleure école pour former la vie que de mettre sans cesse devant les yeux la diversité de tant d'autres vies, opinions et usages.» (GTL, 29 avril).

Marivaux, Luc Bondy, Isabelle Huppert, Louis Garrel, Bulle Ogier, le Théâtre de l'Odéon, les costumes de Moidele Bickele… quelle magnifique distribution pour les «Fausses Confidences» créées à Paris en janvier de cette année. Les critiques sont dithyrambiques et les ovations debout… Dans les nombreuses interviews qu'elle a données au sujet de ce spectacle, Isabelle Huppert souligne la clarté et la précision de la langue de Marivaux: «L'écriture ciselée, raffinée, intelligente de Marivaux traduit des sentiments tellement complexes». Entourée de comédiens à la hauteur et mise en scène par un artiste exceptionnel, Isabelle Huppert rend par son immense talent et son intemporelle beauté une modernité classique à une des grandes pièces du répertoire. (GTL, 7 et 8 mai)

«Open Space» est un titre qui peut induire en erreur, car en fait, il s'agit d'un espace plutôt clos que Mathilda May a conçu pour nous présenter trois hommes et trois femmes qui passent leurs journées de travail dans un bureau d'assurances. Mais peut-être réussiront-ils à faire éclater les barrières réelles ou imaginées qui les entourent? C'est sans texte, uniquement par des sons et des mouvements, que Mathilda May jette un regard gentiment ironique sur les tics du quotidien qui évidemment sont encore plus révélateurs quand on les multiplie par six. (GTL, 9 et 10 mai).

Dans «Wu-Wei» le metteur en scène Yoann Bourgeois allie deux univers artistiques, tant par leurs origines (Chine, Europe) que par leurs expressions artistiques (danse, musique, acrobatie). Dans la philosophie taoïste, Wu-Wei désigne un état d'équilibre parfait, où l'homme est en totale harmonie avec la nature, une harmonie qu'il ne faut en aucun cas déranger. Les artistes-acrobates de Dalian «expriment par le geste ce qui ne se dit pas» (www.villette.com), tandis que le Balkan Baroque Band de Jean-Christophe Frisch nous présente sa version des *Quatre saisons* d'Antonio Vivaldi. «Dans un élan d'audace, la Compagnie Yoann Bourgeois fait se rencontrer l'Opéra de Pékin et le baroque italien, lui-même réinterprété par un ensemble venu des Balkans. Renouer avec le passé pour mieux avancer: ces confrontations troublantes trouvent dans Wu-Wei un point équilibre, pour un spectacle en apesanteur.» (www.villette.com) (En français et en chinois, surtitrage en français. GTL, 15 et 16 mai).

Avec une désormais belle régularité, les mois d'été nous ramènent le festival «Fundamental» créé par Steve Karier et qui se voue uniquement aux monologues. Dans «Ce que le dictateur n'a pas dit» de Meriam Bousselemi, Steve Karier incarne un ex-dictateur, solitaire, déchu, contraint au silence par la Révolution. L'auteure et metteure en scène tunisienne Meriam Bousselemi reflète dans ses écrits les événements récents qui ont si profondément changé son pays. (TDC 3 juin).

La saison théâtrale se termine en beauté: le magicien du théâtre canadien, Robert Lepage, nous présente un spectacle que *Le Progrès* qualifie de «trois heures de génie». «Jeux de cartes: Pique 1» repose sur une coproduction d'envergure internationale importante et requiert des moyens techniques extraordinaires qui font «de la mise en scène de ce *Jeu de Cartes* (…) une vraie prouesse théâtrale et technologique» (*Le Monde*). (En anglais, français et espagnol, surtitré en français, GTL, 26 et 27 juin).

Simone Beck



Mathilda May
© Jo Jacotey



Jeux de cartes: Pique 1
© Erick Labbe



Portrait de Remy Van Dyck
Joseph-Germain Strock (1865-1923)

VILLE DE LUXEMBOURG

© MNHA